Gigi

Zeitschrift für sexuelle Emanzipation

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Jan./Feb. 2007
No. 47
EUR 3,50

Mach mir das Mahnmal

Aus den Cruising Areas homosexuellen Gedenkens

ISSN 1437-3076

pinkerneil
Rechtsanwälte

Claus Pinkerneil
Fachanwalt f. Strafrecht • Sexualstrafrecht

Tanja Ramian
Arbeitsrecht • Erbrecht

– BUNDESWEIT TÄTIG –

80636 München • Nymphenburger Straße 147
Tel: (089) 13999 – 133 • Fax: – 134
Notruf (Abends/Wochenende): 0172–8603262

www.pinkerneil.com

JUMP UP
Schallplattenversand

Der linke Mailorder für die Musik, die man nicht überall bekommt.

Pete Seeger, Woody Guthrie, Lead Belly, Alistair Hulett, Wenzel, Neuss, Degenhardt, Cochise, Ton Steine Scherben, Rotes Haus, Slime, Tod und Mordschlag, Quetschenpaua, Chumbawamba, cowboy junkies, Zebda, Black 47, Fermin Muguruzza, Karamelosanto, Panteón Rococó ... sowie die Labels Trikont, Putumayo, Piranha, Smithsonian Folkways, Metak, Gor, Gridalo Forte, Pläne, Conträr, AK PRESS ... und jetzt auch Bücher vom Atlantikverlag, Unrast, Papyrossa u.v.a.

Hören was andere nicht hören wollen!

www.jump-up.de
info@jumpup.de

Schallplattenversand Matthias Henk, Postfach 11 04 47, 28207 Bremen, Tel/Fax: 0421/4988535

schnell schneller Schmohl
The PrintCompany!

DRUCKEREI über 20 Jahre

Meisterbetrieb seit 1984

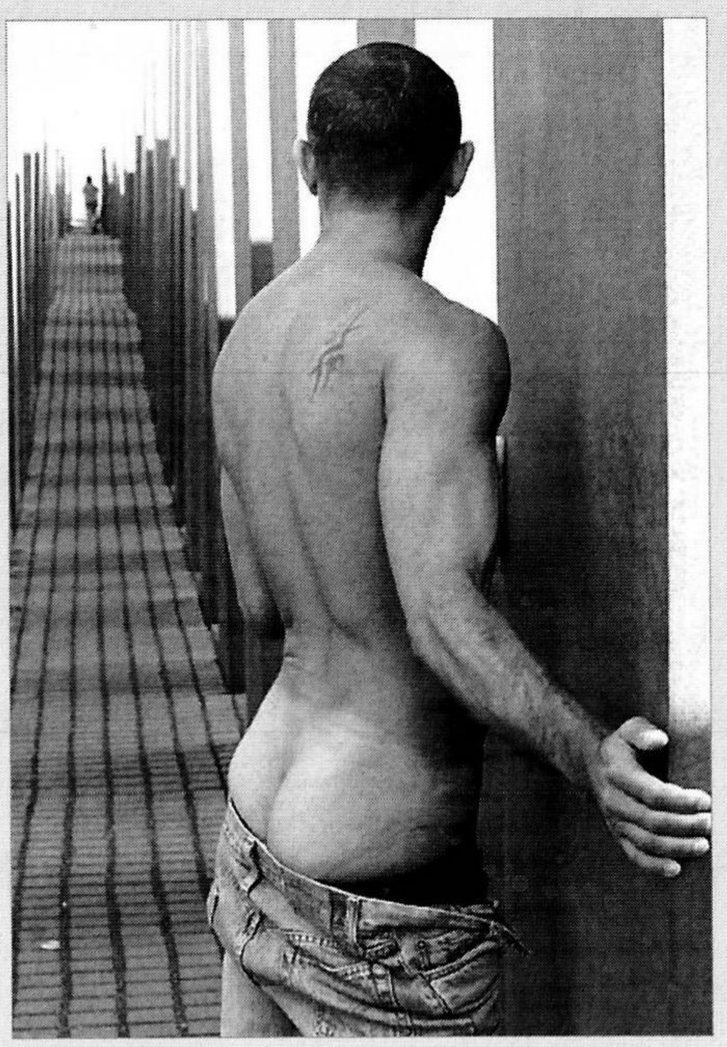
Schmohl & Partner

- **Offsetdruck**
- **Digitaldruck**
- **Großformatdruck**
- **stanzen**
- **prägen**
- **perforieren**
- **nummerieren**
- **Außenwerbung**
- **plotten & kleben**

Gustav-Adolf-Straße 150 · 13086 Berlin · Fon 47 30 34 86 · Fax 47 30 34 87
info@schmohl.de · www.schmohl.de · ISDN: Leonardo 47 30 34 96 · Fritz 47 30 34 97

- Herstellung von:
  Geschäftsausstattungen, Selbstdurchschreibesätzen, Aufklebern, Werbeflyern, Katalogen, Broschüren, Büchern, Mappen, Schreibtischunterlagen, Kalendern jeglicher Art (z. B. Taschen-, Tisch-, & Wandkalender), Glückwunschkarten für alle Anlässe, Einladungen, Trauerdrucksachen, Abschlußarbeiten, Abibücher in gehobener Qualität usw.
- digitale Datenaufbereitung:
  Repro-, Scan-, Satz- und Belichtungsservice
- Offsetdruck auf modernsten Mehrfarbmaschinen aus dem Hause Heidelberg
  · 5-Farbmaschine mit Trocknerwerk
  · 2-Farbmaschine im Format 50x70 cm
  · 1-Farbmaschine im Format A3
- buchbinderische Weiterverarbeitung:
  stanzen, prägen, perforieren und nummerieren, falzen, blocken, sammeln, bohren, Ecken abrunden, Broschürenfertigung mit normaler Heftung oder Ringösen, Klebebindungen, Wire-O-Bindung u.a.m.

Bitte lächeln



Ein dunkelhaariger schlanker Jüngling in Jeans und Polohemd tritt aus dem Schatten der Bäume am Rande des südlichen Großen Tiergartens. Ein Blick auf den Plan: Okay, that's the Potsdamer Platz. Dann wendet er sich nach links. Wow, genau danach hat er gesucht! Zügig überquert er die Ebertstraße, um einzutauchen ins Feld der 2.711 Stelen. Fasziniert irrt er über das Auf und Ab der grau gepflasterten Bodenwellen und verliert alsbald die Orientierung.

Unvermittelt starren ihn zwei blaue Augen an; er weicht dem stechenden Blick aus und ändert die Richtung. Bei der zweiten Begegnung ist der Weißgeschnürte mit dem schwarzen T-Shirt nur Meter entfernt; seine Hand im Schritt läßt keine Deutungen zu. Unsicher wendet der Junge sich um; da steht noch einer mit gleicher Frisur und ähnlichem Outfit. Flucht ist zwecklos. Sekunden später klicken hinter seinem Rücken Handschellen und wird sein Torso roh auf eine tischhohe Stele gepreßt, während rabiat sein Gürtel gelöst und ihm die Jeans heruntergezerrt wird. Zwei Pranken bewegen seinen Kopf im Schritt der keuchenden Glatze hin und her. Deren Kamerad schiebt sich derweil die Hosenträger von den Schultern. Jeder seiner immer schnelleren Stöße läßt die Erektion des Touristen heftiger gegen den kühlen Stein schlagen. Ein wildes Stöhnen hinter ihm, darauf ein letztes Aufbäumen vor ihm, da schießt es auch aus ihm heraus und rinnt milchig am Stein hinab. Befreit von den Fesseln, wischt er sich leicht benommen das Sperma von der Wange, zieht die Jeans hoch und verschwindet entrückt lächelnd im Gewirr der Stelen. – Cut! Der Scheinwerfer erlischt, ein Reflektor wird zusammengefaltet. „Pornocaust" heißt der Film.

„Ein würdiges Gedenken den homosexuellen Opfern des Nationalsozialismus!" forderten Homo-Bewegte, als der Schwulenverband in Deutschland (heute LSVD) 1994 ein Gebinde an der NS-Opfer und -Täter vermischenden Neuen Wache ablegen wollte. Einige von ihnen tauchten 1999 beim Berliner CSD erneut auf – mit dem Spruchband „Der Bundestag gedenkt der Nazi-Opfer". Von acht Winkeln waren alle ausgeschnitten: bis auf den gelben. Sie klagten ein „Monument der Ausgrenzung" „aller nichtjüdischen Opfer" an, die „beim Votum" des Parlaments am Vortag „durchgefallen" seien, so Jürgen Bieniek im *Gay Express*. Auch andere *Gay*-Medien würzten die Empörung mit antisemitischen Klischees. Und noch im November-Heft 2006 der *Siegessäule* bestand Albert Eckert von der Initiative „Der homosexuellen NS-Opfer gedenken", der 1999 jenes CSD-Banner mittrug, auf eine „Verfolgungsgeschichte, die im Mahnmal für die ermordeten Juden Europas ausgespart wird".

Dabei war nichts konsequenter ausgespart worden als der Wesensunterschied der NS-Verfolgung von Juden und Homosexuellen und ihrer Ziele: hier physische Ausrottung, da auf Strafe und Umerziehung setzende Geschlechtshygiene an jenem Volkskörper, in dem das Täterkollektiv hauste. Gemahnte jemand an das millionenfache Mitläufer- und Mittätertum „nichtjüdischer" Homosexueller und die daraus folgende faktische wie moralische Unmöglichkeit kollektiven Gedenkens an eine solche „Opfergruppe"? Der identiätspolitische Wahn behandelte gar Homosexuell- und Jüdischsein wie Antagonismen: Daß am Denkmal für die ermordeten Juden Europas mehr Homosexueller gedacht werden könnte, als an jedwedem Homo-Gedenkort, weil von sechs Millionen ermordeten Juden schätzungsweise 300.000 homosexuell waren, lag fernab der Debatte.

Nur zu gern erhörte die Obrigkeit das antisemitisch unterlegte Gezeter und beschloß 2003 im Bundes-Reichstag den „nationalen" Homo-Gedenkort vor allem darum, weil er „dem deutschen Volke" im Ausspielen der Verfolgtengruppen so herrliche Möglichkeiten zur Relativierung seines Menschheitsverbrechens an den Juden bot. Und gar trefflich illustrierte das im künstlerischen Wettbewerb siegreiche Team Dragset/Elmgreen den antijüdischen Reflex, auf dem die Ausgrenzungslüge basiert: „Frech" (Eckert) und anklagend entwarf es eine (so der Subtext) aus Peter Eisenmans Stelenfeld „verstoßene" Homo-Stele in brekerhaftem Übermaß.

An diesem „Gedenkort" also, an dem von der Idee bis zum Entwurf alles falsch, alles bigott, alles Interesse und Berechnung ist, vermissen nun *Emmas* und Feministen aller Sexes & Genders verfolgte Lesben? Dort, wo nichts ehrenvoller wäre, als „ausgegrenzt" zu bleiben? – Genau das. Man folgt der Logik einer „Community", deren Gay Manager, ohne Protest auch nur fürchten zu müssen, mit ihrem Preis für „Diversity Management" bisher durchweg Konzerne bedienten, die das NS-System erst funktionstüchtig machten und sich für ihren Teil am Massenmord generös entschädigen ließen.

Die Klientel all dieser Edlen und Guten führt der Welt derweil ihre Art „würdigen Gedenkens" vor. Schwule posieren gern im Denkmal für die ermordeten Juden Europas und fühlen sich sehr sexy vor dieser Kulisse. Warum sonst erscheinen immer mehr solcher Fotos in den Steckbriefen schwuler Chat-Portale? Wenige schauen dabei ernst; Unbefangenheit überwiegt: Man stützt sich ab, bildet eine Brücke zwischen den Stelen oder klettert hinauf. Mit feinem Sinn für die eigene Inszenierung lehnt man lasziv am Beton, führt die neuesten H&M-Schnäppchen samt Boxer-Shorts vor oder spielt im witzigen Ringelhemd Haschen. Bildunterschrift: „Wo bin ich?" – Bitte lächeln!

Mit seinem Verwirrspiel aus Schatten und Licht ist das Denkmal auch für schwule Fotoprofis eine Location ersten Ranges. Da wird das Model schon mal animiert, mehr zu zeigen. Hier ein süßer Nabel, da eine behaarte Männerbrust, dort ein Knackarsch. Selbst *full frontal nudity* wurde hier schon abgelichtet; die Besucherordnung untersagt schließlich das Betreten in Badebekleidung.

Würde des Ortes? – Würde ist Konjunktiv. Pietät angesichts dessen, daß jede dieser Stelen einen Grabstein für über 2.200 Ermordete ohne letzte Ruhestätte imaginiert? – Wie uncool. Paragraphen wie „Störung der Totenruhe" oder „Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener" zählen für Schwule nicht, schon gar nicht am „ihre Opfer" ausgrenzenden „Juden-Denkmal". Dazu ist es auch einfach eine zu geile Location.

Nachtrag: Die anfangs beschriebene Szene und die DVD „Pornocaust" sind rein fiktiv. Aber wie lange noch? Solche Titel werden kommen. Verlassen Sie sich drauf.

Foto/Coverfoto: Franz Rassmann, München

Abo Schnipsel

6 Hefte ab Nr. _____

O Euro 20,00 (Normalabo)

O Euro 15,00 (Sozialabo)

O Euro 25,00 (Auslandsabo)

O Euro 30,00 + _____ (Förderabo)

Ich verschenke sechs Ausgaben für

O Euro 20,00 (Ausland: 25,00 Euro)

O Euro _____ (mind. 25,00 Euro)

Datum/Unterschrift

O Der Betrag liegt in bar bei.

O Ich überweise den Betrag aufs Gigi-Konto.

O Ich ermächtige Gigi, den Betrag einmal jährlich von meinem Konto einzuziehen:

Kontoinhaber/in

Kontonummer

Geldinstitut/BLZ

Datum/Unterschrift

Lieferadresse:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer oder Postfach

Land PLZ Ort

(Email-Adresse für kurzfristige Mitteilungen der Redaktion)

Aboschnipsel in einen Umschlag stecken und senden an:
Redaktion Gigi, Postfach 08 02 08, 10002 Berlin
Hotline (Nachfragen, Bestellungen): **030/6515213**
Kto. 5710428010, Berliner Volksbank, BLZ 10090000

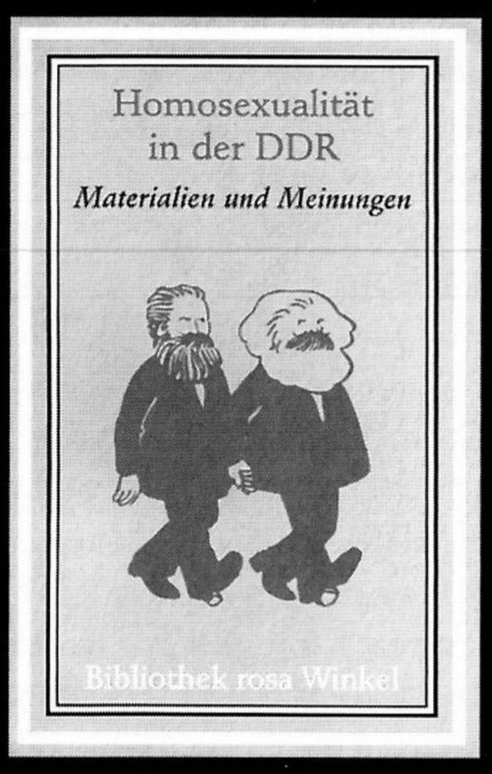
Das Abo verlängert sich um sechs Ausgaben, wenn es nicht spätestens 14 Tage nach Erscheinen des letzten bezahlten Hefts schriftlich gekündigt wird (Poststempel). Das Geschenkabo verlängert sich nicht automatisch.

Termine

Redaktioneller Hinweis
Termine, die hier erscheinen sollen, können bis zum Redaktionsschluß (15. Februar 2007) an die Fax-Nummer 030/65475659 oder noch besser als Email gesandt werden an: ***redaktion@gigi-online.de***

Cash 4 U

An sich ist Gigi eine Abo-Zeitschrift; der größte Teil des Publikums bekommt sie auch auf diesem Wege. Aber noch wissen zu wenige, daß es sie überhaupt gibt. Darum laufen in einigen Städten HandverkäuferInnen durch Lokale – und kassieren pro verkauftem Heft eine Provision, die sich kommerzielle Magazine niemals leisten würden: Sie liegt je nach Zahl der verkauften Hefte zwischen 0,75 und 1,00 Euro. Überzeugungstäter/innen mit Interesse und gutem Schuhwerk rufen an (0180/4444945) oder schreiben an Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin.



Prämie

Noch fehlen etliche Abos, damit Gigi nicht mehr auf den Anzeigenstrich gehen muß und sich ihre Freier selber aussuchen darf! Helfern beim Ausstieg winkt das in der Bibliothek rosa Winkel erschienene Buch „Homosexualität in der DDR". Denn „die Geschichte der Homosexuellen in der DDR ist noch nicht geschrieben. Das vorliegende Buch bietet dazu Materialien und Meinungen", so der Verlag. Wer Gigi zum Fördertarif ab 30 Euro (Ausland: 35 Euro) abonniert oder verschenkt, erhält auf Wunsch mit dem ersten Heft des Abos ein Exemplar zugesandt.

Drohung

Die meisten Leserinnen und Leser verlängern alljährlich ihr Abo und es kommen erfreulicherweise regelmäßig neue hinzu. Aber Abonnements sollten auch bezahlt werden: Weiterhin überschreiten die offenen Forderungen die 1000-Euro-Marke. Das ist kaum auszugleichen, und das Mahnwesen nimmt der ehrenamtlichen Redaktion die Zeit fürs Wesentliche: die Zeitungsproduktion. Darum werden wir auch künftig die Abogebühr nach der zweiten erfolglosen Mahnung von einer Inkassofirma eintreiben lassen. Viel Spaß dann!

Leipzig, noch bis 13. Januar 2007

Galerie ASPN, Spinnereistraße 7, Halle 4

Ausstellung „Eye against I"

Pädos, lest mal, was Matthias Hamann da angerichtet hat: „Ein Vogelschwarm von Jungsbildern, keine Reihe und auch kein Tableau. Dazwischen, hier und da, Bilder von Sitzecken oder Pappeln am Hügel. Mehr assoziativ als analytisch, nicht linear und keinesfalls schematisch. Die Szenen unterschiedlich: Kurz vor dem Aufbruch oder mit Dosenbier in irgendeinem Keller. Im Bad, vorm Plattenschrank, beim Anziehen oder Garnichtstun. Vor dem Geschehen oder knapp daneben. Und trotzdem jedes Bild frontal in einen ganz und gar konkreten Augenblick hinein. Hamanns Fotografien suchen nicht nach dem, was wir schon kennen. Klischees zerfallen unter der Unmittelbarkeit, mit denen Hamann sich seinen Akteuren nähert. Der Blitz dringt weit hinter die Oberfläche und schöner Schein bricht um in helle Authentizität. Die keinesfalls das Gegenteil von Schein und Schönheit ist: Beginnt die Inszenierung nicht schon dann, wenn Gesten gelernt, Frisuren getrimmt und Kleidung über den Körper gezogen wird? Und erst recht, wenn Kleidung wieder ausgezogen wird? Die mamornen Knabenkörper im musealen Skulpturenkabinett sind satt von Hybris und performen Selbstvergessenheit. Ein Schwanensee der Eitelkeit." – Kapiert? Öffnungszeiten: Di.-Fr. 12-18 Uhr, Sa 11-16 Uhr

Mülheim a.d. Ruhr, 5. Januar 2007, ab 22 Uhr

Autonomes Zentrum Mülheim, Auerstraße 51

Genderterror

Genderterror ist laut Veranstalter „die antikommerzielle Queerparty im Autonomen Zentrum Mülheim (AZ), wo Ihr zu Indyelektrodüsteralternativrockpunkpop abtanzen könnt. außerdem, für alle, die darauf stehen, billig Bier saufen (ab 1Euro). Das Ganze im geballten antihomophoben, antisexistischen, antipatriarchalen ambiente des AZ – heißt also Baggerspaß für alle, egal ob bi, hetero oder homo." Was muß man noch zur Party wissen? „Hier sollst Du Dich in Deinem Frauenleib ebenso wohl fühlen wie im Männerkadaver oder auch in einer der Wissenschaft der kapitalistischen westlichen Welt nicht so geheuren dritten Version menschlichen Fleisches". Im Klartext: Zwischenstufen wilkommen. Den Spaß gibts für ganze 1,50 Euro jeden ersten Freitag. Infos: www.genderteror.de

Köln, 2. oder 3. Januar-Woche 2007

Foyer der Universitätsbibliothek Köln, Universitätsstraße 33

Ausstellung „Anders als die Andern. Schwule und Lesben in Köln und Umgebung 1895-1918"

Bis zum 17. Dezember 2006 war die Ausstellung des „Centrums Schwule Geschichte" (CSG) in den eigenen Räumlichkeiten zu sehen, im Januar wird sie nochmals im Foyer der Kölner Unibibiothek gezeigt – der genaue Eröffnungstermin stand bei *Gigi*-Redaktionsschluß noch nicht fest. „Zunächst vermitteln wir anhand von ausgewählten Biographien ein vielschichtiges und lebendiges Bild des schwulen und lesbischen Lebens in Köln. Dabei geht es um alle Aspekte, die homosexuelles Leben bestimmt haben: von §175 RStGB über die meinungsprägenden zeitgenössischen Skandale um homosexuelle Männer bis zur medizinischen Forschung", sie die Ausstellungsmacher. „Im Bereich der schwulen und lesbischen AktivistInnen wird es z.B. um die Bonner Publizistin Johanna Elberskirchen gehen, die offen und selbstbewußt als lesbische Feministin auftrat." Zur Ausstellung erschien ein umfangreiches Begleitbuch (siehe Rezension „Erwins Schnitzeljagd" in diesem Heft). Öffnungszeiten: Mo.-Fr. 9-23 Uhr, Sa. 9-16 Uhr

Berlin, 9. bis 11. Februar 2007

Freie Universität

Perfoming und Queering Sadomasochism

„Die wissenschaftliche Beschäftigung mit sadomasochistischer Praxis, Ästhetik und Sublultur ist bislang ein systematisch und interdisziplinär kaum etabliertes Vorschungsfeld", so die Veranstalter um Dr. Volker Wolterdorf und Dr. Gert Mattenklott (vgl. „The Making of Gays" und „Das Coming out des Dr. Wo" in *Gigi* Nr. 44). Ihre internationale Konferenz will „einen Raum bereitstellen, in dem aus unterschiedlichen disziplinären und subkulturellen Perspektiven über Möglichkeiten, diese Lücke zu füllen, nachgedacht werden kann." Man beabsichtige „die besondere Auffuhrung von Macht und Kontrolle in der sadomasochistischen Subkultur in den Blick zu nehmen, und zwar „einschließlich ihrer virtuellen Ausformungen im Internet und ihrer künstlerischen Bearbeitung in der Literatur, im Film, in Fotographien und in Performances". Das volle Programm geben sich die queeren Literaturwissenschaftler also, denn „während die Widersprüche in unserer Kultur gewöhnlich (gemeint ist: *für* gewöhnlich – *Gigi*) mißbilligt und ausgeblendet werden, stellen sie in sadomasochistischen Settings gerade einen besonderen Reiz dar und sollen intensiv durchlebt werden." Wem die Konferenz zu langweilig werden sollte, dem sei ein Setting namens „Scheune" in der Motzstraße 25 empfohlen, wo Akademiker gegen Mitternacht ein spielerisches Verhältnis zum Tagungsthema erlangen können. Aber Vorsicht! Alle so gewonnenen Erkenntnisse müssen Sie am nächsten Konferenztag noch „auf Grundlage von konretem, empirischem, diskursivem oder künstlerischem Material" zu diskutieren in der Lage sein. *Anmeldung: Dr. Volker Woltersdorf, dienstlich: Grunewaldstr. 35, D-12165 Berlin, Tel.: 030/83850361, Email: punktpoet@zedat.fu-berlin.de*

Berlin, bis 25. Februar 2007

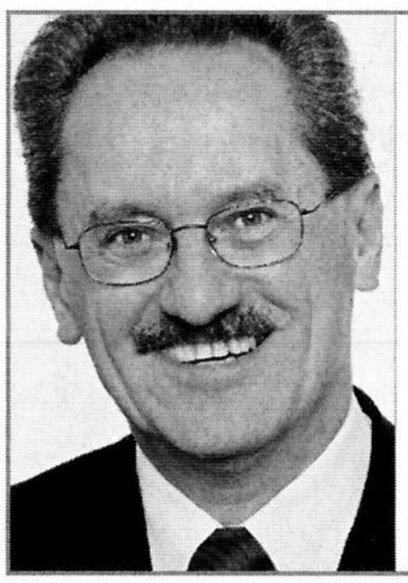
Kunstraum Kreuzberg/Bethanien, Mariannenplatz 2

SEXWORK. Kunst Mythos Realität

Die Ausstellung versammelt künstlerische Herangehensweisen ans Thema Prostitution. Sie umfaßt die Darstellung von selbstbewußter Sexarbeit bis zu aktuellen Formen von Zwangsprostitution. Sie präsentiert Prostitution nicht nur aus dem Blickwinkel weiblicher Prostituierter, sondern beleuchtet auch die Rolle der Freier und thematisiert schwule und transsexuelle Prostitution. Dabei spielen die Geschichten der Kämpfe um Anerkennung und gegen Diskriminierung eine wichtige Rolle, ebenso wie die Phänomene von Arbeitsmigration, Trafficking und Sextourismus. Das Begleitprogramm enthält u.a. Vorträge zur juristischen Situation in Europa, zu Prostitution im Film, der Motivation von Freiern sowie Diskussionen mit Gruppen, die für die Rechte von Sexarbeitern eintreten. In Kooperation mit dem Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie" der Humboldt-Universität und der Heinrich-Böll-Stiftung findet eine Tagung über Menschenhandel statt. Die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück zeigt im Januar parallel zu SEXWORK eine Ausstellung über die sogenannten KZ-Bordelle.

Highlights

Das Titelbild stammt aus einem Fotoshooting des Münchner Fotografen Franz Rossmann (**www.munich-foto.de**) innerhalb des Berliner Denkmals für die ermordeten Juden Europas. Sein Model nutzt die Bilder auf den schwulen Datingportalen GayRomeo und GayRoyal.

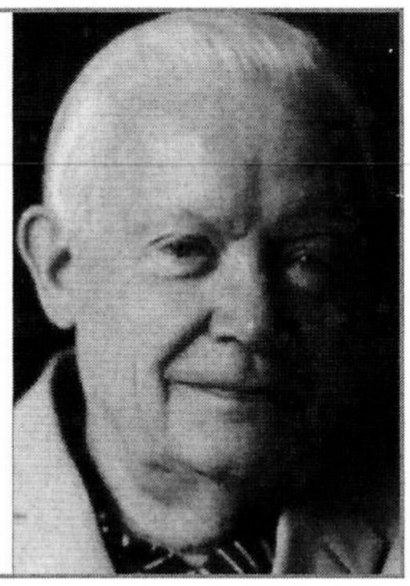


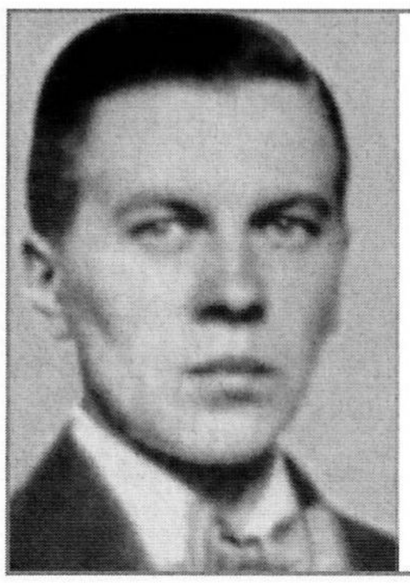
10

In der einstigen „Hauptstadt der Bewegung" könnte schwuler Nazi-Opfer gedacht werden, wäre Oberbürgermeister Christian Ude nicht gegen sogenannte Stolpersteine. Wie weit Hamburg damit ist, zeigt der Aktivist **Bernhard Rosenkranz**

24

Daß einmal der bloße Hinweis auf die Existenz seiner indizierten Studie „Loving Boys" strafbar werden könnte, hätte der Jurist Edward Brongersma nie gedacht. Wir dokumentieren ein Revisions-Urteil des **Hanseatischen Oberlandesgerichts**





28

Bertha Buttgereit erhielt mit Hilfe Magnus Hirschfelds einen Transvestitenschein und -Reisepass und durfte sich ab 1920 endlich Berthold nennen. Weitere Geschichten über Lesben und Schwulen aus dem Kölner Raum begutachtete **Wolfram Setz**

32

Original oder Fälschung oder Fälschung der Fälschung? Daß Geschlechter nicht naturgegeben, sondern konstruierte Bilder sind, erklärt anhand visueller Inszenierungen maskuliner „Frauen" und effeminierter „Männer" **Petra M. Springer**

Fotos: Landeshauptstadt München Direktorium/Presse- und Informationsamt; Foerster Verlag; Christopher Makos

Editorial

Bitte lächeln 3
Über das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Homo-Antisemitismus und Gedenkpolitik schreibt Eike Stedefeldt

Schwerpunkt

Ein- und Ausschlüsse 6
Worum es im Streit um den Nationalen Gedenkort für homosexuelle NS-Opfer wirklich geht, beleuchtet Gudrun Hauer

Gegen das Vergessen 10
Wie man homosexueller NS-Opfer würdig gedenkt, nämlich individuell, zeigt am Beispiel Hamburgs Bernhard Rosenkranz

Jenseits der Volksgemeinschaft 14
Homosexuelle waren auch den Seelenheilern und Medizinern des „Dritten Reichs" ausgesetzt. Von Florian Mildenbeger

Braune Ejakulationen 16
Camille Spieß war sowohl bekennender Homosexueller als auch bekennender Antisemit. Ein Porträt von Wolfram Setz

Wann kommt die Flut? 17
Ein Buch, das zum Beispiel antihomosexuelle Verfolgungskontinuitäten im postnazistischen Hamburg zeigt, las Dirk Ruder

Politik & Kultur

Soko Wurstfabrik & mystischer Quark 20
Zur Mainzer Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität mit dem Schwerpunkt Pädophilie reiste Denis Heyn

Kongruenz ist das Therapieziel 22
Der Leipziger Sexualwissenschaftler Kurt Seikowski therapiert zum Beispiel pädophile Klienten. Interviewt hat ihn Denis Heyn

Fahrenheit 184 24
Der Hinweis auf nicht lieferbare indizierte Literatur ist kriminelles „Anpreisen", urteilte das Hanseatische Oberlandesgericht

Sehr geehrter Herr Polizeipräsident! 25
Wie ein starker Rechtsstaat in Aktion für schwule Gewaltopfer sorgt, dokumentiert ein Offener Brief von Gottfried Ensslin

Erwins Schnitzeljagd 28
Die lange Geschichte der Kölner Homosexuellen ist in einer Monographie nachlesbar, hier vorgestellt von Wolfram Setz

Der Schoß ist fruchtbar noch 30
Die Ausstellung „Tödliche Medizin" zum „Rassenwahn im Nationalsozialismus" besuchte in Dresden Michael Heß

Re-Traumatisierungen 31
Ein besonders für die Altenpflege wichtiges Handbuch über Sexualisierte Kriegsgewalt und ihren Folgen las Lizzie Pricken

Jenseits der Heteronormativität 32
Geschlechter sind konstruierte Bilder, erläutert anhand effeminierter Männer und maskuliner Frauen Petra M. Springer

Zieh Leine, Azrail! 36
Deutsche Homos meiden Lesungen türkischer Autoren. Dabei wäre von Murathan Mungan einiges zu lernen, so Dirk Ruder

HIV im Monolog 38
Beim Empfang der Deutschen AIDS-Hilfe zum Welt-AIDS-Tag wurde viel geredet und wenig hingehört. Von Eike Stedefeldt

Standard & Latein

Termine 4
Errata/Impressum 15
kurz & klein/kleinholz 18/26

Ein- und Ausschlüsse

Die lesbenpolitischen Debatten über die Gestaltung des vom Deutschen Bundestag beschlossenen Berliner Homo-Mahnmals zielen nicht nur darauf ab, Lesben in die Opferdiskurse betreffend den Nationalsozialismus einzubinden. Sie verweisen auch völlig zu Recht auf die nach wie vor nicht-existente Sichtbarkeit von Lesben in öffentlichen Räumen. Ein Diskussionsbeitrag von Gudrun Hauer

Die Konkurrenz der Opfer kann nur stattfinden, wenn man in der Anerkennung ausschließlich eine Prestigefrage sieht und sie gleich anderen Quellen von Macht als knappes Gut behandelt. In diesem Szenario ist jeder Gewinn, den die eine Seite erzielt, für die anderen ein – zumindest relativer – Verlust"[1], resümiert der belgische Philosoph und Soziologe Jean-Michel Chaumont seine Analyse der politischen und wissenschaftlichen Diskurse über den Holocaust sowie der Rivalitäten verschiedener Opfergruppen des NS-Staates beziehungsweise derer VertreterInnen betreffend Erinnerung, Gedächtnis- und Trauerarbeit.

Seine Ausführungen über den „Historikerstreit" wie auch über die Frage, ob die Shoah als einzigartiges historisches Ereignis zu bewerten sei – oder doch nicht, sollen hier nicht erläutert werden, doch bedenkenswert ist im streckenweise durchaus polemisch gehaltenen Buch des ehemaligen langjährigen Mitarbeiters der „Fondation Auschwitz" in Brüssel seine Aussage, daß sich in der Konkurrenz der Opfer unter anderem auch deren konkrete Stellung und Haltung zu den Staaten und Zivilgesellschaften der Nachkriegszeit, somit auch der Gegenwart wiederspiegle.

Bezogen auf die Debatten über das Berliner Homo-Mahnmal bedeutet dies: Explizit und vordergründig wurde und wird darüber diskutiert, ob homosexuelle Frauen gleichermaßen wie homosexuelle Männer – in Deutschland – zu Opfern des NS-Staates – mit allen auch tödlichen Konsequenzen – gemacht wurden, aber implizit handelt es sich hier auch um einen weitereren Diskurs: jenen über die heutige, aktuelle, gegenwärtige Sichtbarkeit, *visibility* von uns Lesben und in der Folge über unsere öffentliche Repräsentanz und somit auch Präsenz.

Zeichen in öffentlichen Räumen

Erinnerungs- und Trauerarbeit bezogen auf die Jahre der NS-Herrschaft bedeutet heute vorwiegend öffentliche Erinnerungs- und Trauerarbeit und impliziert zwangsläufig die Besetzung öffentlicher Räume. Gedenktage, Feiern als Ereignisse, Gedenksteine, Mahnmäler und dergleichen sind somit in diesem Zusammenhang auch als symbolische Zeichen zu sehen[2], sie visualisieren und symbolisieren Fakten, Ereignisse, Gefühle, aber auch Interpretationen, Bewertungen des Vergangenen in jeweils sehr heterogenen Sichtweisen des aktuell Gegenwärtigen; sie sind zugleich abhängig von politischen wie wissenschaftlichen Diskursen wie auch von beteiligten AkteurInnen und/oder SprecherInnen – und daher veränderbar. In ihnen wird die Vergangenheit immer neu erschaffen, Geschichte, Historizität erweisen sich so als wandelbare Prozesse.

Wie andere politische AkteurInnen auch setzen Lesben und Schwule Zeichen im öffentlichen Räumen – sie besetzen sie und machen Homosexuelles und Homosexualitäten, lesbisches wie schwules Begehren sichtbar. Diese *visibility* kann sehr unterschiedliche Formen annehmen; im Kontext Erinnerungs- und Trauerarbeit zum Nationalsozialismus dominieren die Teilhabe an Gedenkfeiern, das heißt an Ritualen, und steinerne Monumente, die Sehen, BeGreifen oder wie in Amsterdam auch das Begehen, Betreten ermöglichen.

Augenfällig und vermutlich nicht zufällig ist: Zumindest im geographischen Raum Europa sind die einzigen ständigen Zeichen der Sichtbarkeit von Lesben und Schwulen in öffentlichen Räumen, die durch ihre Gestaltung den Anspruch auf Dauer und somit auf das Beharren auf einem Festhalten des Versteinerns der historischen Interpretation erheben, solche, die an die Verfolgung und Vernichtung Homosexueller während der NS-Zeit erinnern. Homosexuelle werden somit im Kontext der Öffentlichkeit als Opfer präsentiert.[3]

Zeit der Maskierung[4]

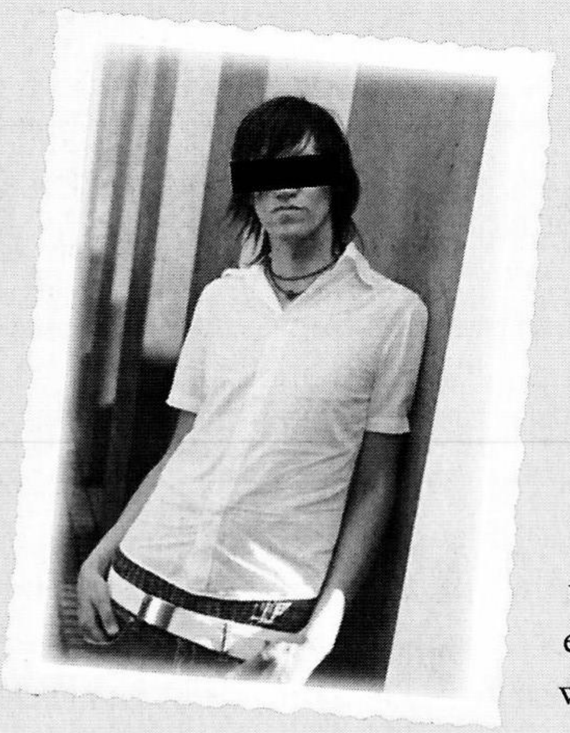
Im Zusammenhang der politischen Diskussionen über die Gestaltung des Berliner Homomahnmals sind differenzierende Sichtweisen und vor allem die Anerkennung des unterschiedlichen Umgangs des NS-Staates mit weiblicher und männlicher Homosexualität unerläßlich; Lebens- und Verfolgungssituationen beider Geschlechter, im weiteren Sinne beider Homosexualitäten dürfen nicht ident gesetzt werden. Daher seien hier kurz die historischen Fakten zusammengefaßt:[5]

Zur Illustration dieses Beitrags *verwendeten wir einige der bereits im Editorial dieser Ausgabe kommentierten Fotos, mit denen sich auf User der Portale GayRoyal und GayRomeo potentiellen Chat- und Dating-Partnern präsentieren. Allesamt aufgenommen am Berliner Denkmal für die ermordeten Juden Europas, dokumentieren sie auf ganz eigene Weise den Umgang schwuler Männer mit der nationalsozialistischen Verfolgungsgeschichte, was einen GayRomeo-User zu dem Kommentar veranlaßte: „Kleiner Tipp für die geschichtsfremde 'schwule community' und ihren neusten Standardfotos im Profil: Warum eigentlich vor dem hässlichen Judendenkmal in Berlin knipsen lassen und nicht gleich vor nem nostalgischen Ofen in Auschwitz??" Im eigenen Profil posiert der Fragende unter anderem in Wehrmachts-Uniform mit Hakenkreuzbinde und Eisernem Kreuz – aufgenommen während der Proben zum Hitler-Film „Der Untergang".*

Ausgenommen Österreich waren damals sexuelle Kontakte zwischen Frauen (im Deutschen Reich und in den vom NS-Staat okkupierten Ländern) nicht kriminalisiert und somit nicht strafbar; daher existieren sehr wenige Fremdzeugnisse (Gerichtsakten, Verhörprotokolle und dergleichen). Anders als homosexuelle Männer wurden lesbische Frauen beziehungsweise Frauen, die als lesbisch galten, äußerst selten wegen ihrer Homosexualität in Konzentrations- und Vernichtungslager zwangseingewiesen, sondern aus anderen Gründen (zum Beispiel Prostitution, sogenanntes „asoziales Verhalten", jüdische Herkunft, politische Betätigung). Somit geben die Erinnerungsberichte Überlebender dieser Lager fast ausschließlich nur Auskünfte über Frauenbeziehungen während der KZ-Haft, wie sie auch für andere geschlechterungemischte „totale Institutionen" üblich sind. Jedoch sind auch diese als Fremdzeugnisse zu bewerten. Erinnerungsberichte lesbischer Überlebender dieser Lager liegen nicht vor. Selbstzeugnisse von Frauen, die sich selbst als lesbisch verstanden, sind zur NS-Zeit nur spärlich vorhanden, denn aufgrund der ungebrochenen Diskriminierung von Homosexualität bei beiden Geschlechtern nach der Befreiung war ein offenes, selbstbestimmtes lesbisches Leben, so wie wir es heute kennen, unmöglich. Und nicht zuletzt leben überhaupt nur noch wenige Zeitzeuginnen, die Auskünfte geben könnten.

In Deutschland kriminalisierte der §175 seit 1871 sexuelle Kontakte zwischen Männern, sexuelle Kontakte zwischen Frauen blieben straffrei. 1935 wurde dieser §175 für Männer verschärft; eine Kriminalisierung sexueller Akte zwischen Frauen wurde abgelehnt: Frauen seien für den Männerstaat politisch bedeutungslos, sie könnten zur Erfüllung des Fortpflanzungsauftrages gezwungen werden (durch Vergewaltigung) und sexuelle Handlungen zwischen Frauen seien schwerer nachweisbar als bei Männern. (Diese verschärfte Fassung des §175 galt in der BRD bis 1969.) Von 1935 bis 1944/45 stiegen die Zahl der Anzeigen, Strafverfahren und Verurteilungen wegen Verstoßes gegen §175 stark an: 50.000 Gerichtsurteile sind bisher nachgewiesen, wobei je nach Jahr sowie vor allem regional differenziert werden muß.[6]

Ein wegen Verstoßes gegen §175 (oder in Österreich gegen §129) verhafteter Mann wurde im Regelfall in zwei unterschiedlichen Formen von Instanzenzügen in ein Konzentrationslager eingewiesen: Auf die Anzeige folgten ein Strafverfahren, eine Verurteilung und die Verbüßung der Strafhaft. Statt der Entlassung nach Strafende wurde der betreffende Mann als sogenannter „Schutzhäftling" auf unbestimmte Dauer ins KZ überstellt; das übliche Kennzeichen war der rosa Winkel auf der Häftlingskleidung. Oder der Mann wurde nach der Anzeige und dem Verhör durch die Gestapo ohne jedes Gerichtsverfahren sofort als „Schutzhäftling" in ein KZ deportiert. Nach neuestem Forschungsstand trugen insgesamt zwischen 6.000 und 10.000 Männer den „rosa Winkel"; zwei Drittel haben nicht überlebt.



Frauen wurden äußerst selten wegen ihrer Homosexualität in Konzentrationslager eingewiesen, für lesbische Frauen gab es somit auch keine eigenen Kennzeichen auf der Häftlingskleidung, der „rosa Winkel" war somit ausschließlich Männern vorbehalten. Allerdings bedeutete die Kennzeichnung als „Asoziale" (mit dem „schwarzen Winkel") die Sanktionierung „abweichenden Verhaltens", das auch damals verpönte Formen von Sexualverhalten einschloß, etwa Prostitution, häufigen Wechsel von SexualpartnerInnen, Transvestitismus. Wie viele lesbische Frauen sich unter dieser Gruppe der „Asozialen" befanden, ist noch nicht erforscht, denn gerade für die hier behandelte Fragestellung erweist sich die Quellenauswertung und -interpretation als sehr schwierig, auch können derzeit nur Vermutungen über die Verfolgungsschicksale lesbischer Prostituierter angestellt werden. Dies gilt auch für die in den Lagerbordellen zur Prostitution gezwungenen Frauen. Claudia Schoppmann verweist hier dezidiert auf das Phänomen der mehrfachen Verfolgung und somit auch darauf, daß sich in allen Verfolgtengruppen lesbische Frauen befanden.

Die Verfolgungs- und somit die Lebenssituationen homosexueller Frauen während der NS-Zeit unterschieden sich beträchtlich von denen homosexueller Männer; eine juristische Straffreiheit konnte, mußte aber nicht tatsächliche Verfolgung einschließen. Da üblicherweise lesbisches Gesellungsverhalten und somit soziale Kontakte zwischen lesbischen Frauen seltener als bei homosexuellen Männern nicht in der Öffentlichkeit, in öffentlichen Räumen stattfinden, sondern tendenziell häufiger im privaten Rahmen verbleiben, waren sie weniger auffällig und somit nicht so stark vom Zugriff durch Polizei, Gestapo und Justiz bedroht.

Nationalsozialistische Sexualwissenschaftler, Mediziner, Ideologen unterschieden zwischen weiblicher und männlicher Homosexualität: Grundsätzlich differenzierten sie zwischen „echter" und „unechter" Homosexualität – die erste galt als nicht veränderbar, die zweite bewerteten sie als „heilbar" und wurde ihrer Meinung nach durch „Verführung" verursacht. Homosexualität bei Frauen wurde als unwichtig erachtet, wie überhaupt eine autonome, selbstbestimmte Sexualität bei Frauen gänzlich negiert wurde. Weiters wurde sie als „Notlösung" oder „Übergangsphase" gewertet. Da Frauen generell der Privatbereich (Haushalt und Reproduktionsarbeit) zugewiesen, zugleich die Familie aber entprivatisiert wurde, galten homosexuelle Frauen anders als homosexuelle Männer als nicht gefährlich für den Fortbestand des (Männer-) Staates.

Lesbisch zu sein und zu leben bedeutet jedoch mehr als sexuelle Kontakte und Liebesbeziehungen zwischen Frauen und darf nicht auf diese reduziert werden. Lesbisch zu leben bedeutet auch sehr wesentlich die ökonomische wie psychische Unabhängigkeit von Männern: nicht angewiesen zu sein auf die „Versorgung" durch den Lebensgefährten oder Ehemann, sondern sich den Lebensunterhalt aufgrund eigener Erwerbstätigkeit zu sichern.

Der Ausschluß von Frauen aus insbesondere qualifizierten und somit besser bezahl-

Screenshots: Gigi

ten Berufsfeldern sowie der Numerus Clausus an den Universitäten, das Abschieben von Frauen in als dem „weiblichen Wesen" entsprechende und somit – im Vergleich mit Männern – niedriger entlohnte Berufsfelder: Diese Maßnahmen nationalsozialistischer Arbeitsmarktpolitik sowie die auf die Erhöhung der Geburtenzahlen bei „arischen" Frauen abzielende Familien-, Steuer- und Bevölkerungspolitik verringerten die Berufschancen von Frauen beträchtlich, somit auch die von lesbischen Frauen, was die Chancen für ökonomische Unabhängigkeit, eine unerläßliche Bedingung für lesbisches Leben, stark einschränkte. Dieses Bündel sozialpolitischer Maßnahmen war nicht in erster Linie gegen lesbische Frauen gerichtet, wirkte sich aber beträchtlich auf diese aus.

Sicherlich wußten nicht wenige homosexuelle Frauen von den Verfolgungsmaßnahmen des NS-Staates gegen homosexuelle Männer, was beträchtliche persönliche Angst mit all ihren Folgeerscheinungen erzeugt haben muß. Natürlich existierten auch für sie Nischen; insbesondere das Leben unter Kriegsbedingungen dürfte die Kontrolle und Überwachung gelockert haben.

Öffentlich versus Privat

Dieser differente und differenzierende Umgang des NS-Staates mit homosexuellen Männern und Frauen darf keinesfalls als zufälliges, bewußtloses Agieren interpretiert werden, sondern hinter der – scheinbaren – Mißachtung, Geringschätzung, ja Negation des weib-weiblichen Begehrens verbirgt sich ein ein logischer politischer Sinn. Es handelt sich um unterschiedliche Funktionszuschreibungen für „das Männliche" wie auch für „das Weibliche".[7]

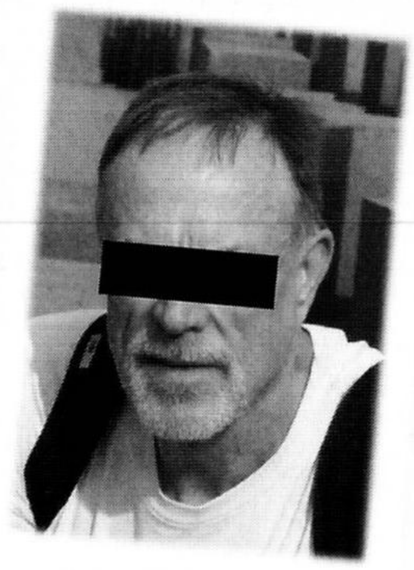
An den Frauenkörper wie an den Männerkörper sind bestimmte jeweils unterschiedliche soziale, politische, ökonomische Rechte (Einschließungen) geknüpft beziehungsweise Ausschließungen aus denselben. Der männliche Körper ist nicht nur Körper, sondern vor allem ein „Mehr", denn nur der Mann vermag die Schranken des Körperlichen zu überschreiten, dieses zu transzendieren. Gerade dadurch können sich Männer als das „Allgemeine", als der „Mensch an sich", als Subjekte imaginieren und „die Männlichkeit" zum „Allgemein-Menschlichen" erheben. Eine Frau dagegen sei der Frauenkörper und somit das Besondere, das Spezielle, der Urzustand, der Rohstoff der Materie; daher sei sie konstitutionell unfähig zur Transzendenz, zur Zivilisation und zur Politik. Männer sind somit Individuen und Zivilisation, Frauen Gattungswesen und Natur.

Öffentlichkeit (Staat und Politik) und Privatheit (Familie und häusliche Lebenswelten) gelten in den politischen Diskursen der Neuzeit als strikt voneinander getrennte, dichotomische und zugleich aufeinander bezogene Sphären und sind hochgradig vergeschlechtlicht: Frauen ist der Bereich des Privaten und Männern der Bereich des Öffentlichen zugewiesen. Die Trennung dieser beiden Sphären basiert auf und bedingt zugleich eine Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf Produktion und Reproduktion und ist verknüpft mit der Entwicklung der bürgerlichen Familie und den mit dieser verbundenen ideologischen Rollenzuschreibungen für beide Geschlechter. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß Männer das „Allgemeine" verkörper(te)n und Frauen das „Besondere".

Vergeschlechtlichung dieser beiden Sphären bedeutet hier nicht nur eine Maskulinisierung des Öffentlichen und eine Feminisierung des Privaten, sondern auch einander ausschließende Zuschreibungen von bestimmten Geschlechterbildern. Wichtige Konsequenzen des Ausschlusses von Frauen sind die Minderbewertung weiblicher Arbeit sowie im speziellen der Reproduktionsarbeit und der generelle Ausschluß von Frauen aus der öffentlichen Sphäre: Frauen werden unsichtbar (gemacht). Vergeschlechtlichung im Sinne einer differenten Zweigeschlechtlichkeit impliziert daher „naturwüchsig" und konsequent scheinbar „natürlich" eine Hierarchisierung zwischen den – differenten – Geschlechtern, eine Vorrangstellung des Mannes und des Männlichen gegenüber der Frau und dem Weiblichen.

Eine wichtige notwendige Implikation dieser Vergeschlechtlichung ist der Ausschluß – nicht nur der Ausschluß von Frauen im Sinne realer Personen aus der Sphäre des Öffentlichen, des Politischen, sondern damit verbunden auch der Ausschluß bestimmter Affekte und Merkmale, ja geradezu essentieller Bestandteile des Lebendigen, des im weitesten Sinne Menschlichen.

Erst eine Berücksichtigung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen beider Geschlechter kann den differenten und differenzierenden Umgang von Gesellschaft, Recht und Staat mit als homosexuell definierten – und sich selbst definierenden – Personen beider Geschlechter erklären; umgekehrt zeigen die jeweils zugewiesenen sozialen Rollen von weiblichen und männlichen Homosexuellen gewissermaßen die Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Geschlechtsrolle auf, gerade indem sie diese überschreiten (müssen). Da Frauen als Zuständige für den Bereich des Privaten definiert werden, wird auch ihre Abweichung von der Norm der Heterosexualität als privat gewertet; auf der anderen Seite dagegen ist das mannmännliche Begehren ein öffentliches, politisches Skandalon.



Da alles, was Frauen tun, politisch unsichtbar ist und im Verborgenen der Familie, der häuslichen Sphäre bleibt, ist auch weib-weibliches Begehren keine öffentliche Angelegenheit und wird dem Privatleben zugeordnet. Männliche Homosexualität gefährdete jedoch das gesellschaftliche, politische Leitbild des seine Affekte und sein Begehren kontrollierenden Bürgers und wurde als Störfall, ja sogar Bedrohung des Fortbestandes der politischen Ordnung betrachtet und gewertet. Die gleichgeschlechtliche Sexualität mischte sich in höchst unzulässiger Weise dort ein, wo sie, da dem Privatbereich und somit dem Weiblichen zugeordnet, als als fehl am Platz galt, nämlich in der öffentlichen, männlich konnotierten Sphäre.

Beide Geschlechter waren also in jeweils unterschiedlicher Weise von den Grenzziehungen zwischen öffentlich und privat be-

troffen; Homosexuelle verletzten diese Grenzen, sie waren GrenzgängerInnen und GrenzüberschreiterInnen, zugleich Eingeschlossene und Ausgeschlossene. Frauen überschritten die ihnen zugewiesenen Schranken, sobald sie sich die öffentliche Sphäre aneigneten oder zumindest den Zugang zu dieser forderten; lesbisches Begehren blieb – weitgehend – folgenlos, sofern es in der privaten, in der häuslichen Sphäre verblieb, Frauen selbst dieses Begehren als privatim und intim verstanden und auf die Forderung nach sozialen oder staatsbürgerlichen Rechten für sich als Frauen verzichteten. Männer verletzten die männliche Ordnung durch das Einbringen privater, sexueller Affekte in die öffentliche Sphäre; schwules Begehren machte den Männerkörper als sexuellen Körper sichtbar und verstieß gegen das männliche Leitbild des Universalen und Rationalen.

Die Kritik von Lesben (-gruppen) an der ästhetisch-politischen Gestaltung des Berliner Homo-Mahnmals verweist somit auf einen grundsätzlichen politischen Konflikt, denn wir Lesben sind in bezug auf die Besetzung öffentlicher Räume doppelt marginalisiert: als Frauen und zugleich als homosexuelle Frauen. Auch hier handelt es sich um das offensive Einfordern der bislang verweigerten Sichtbarkeit des lesbischen Begehrens, der *visibility*. Die ausschließliche Konzentration auf homosexuelle Männer als Opfer grenzt somit dezidiert und explizit homosexuelle Frauen und lesbisches Begehren aus und ist daher als eine Form von Lesben- und Frauendiskriminierung zu charakterisieren.

Jedoch sind in diesem Zusammenhang folgende Fragen zu stellen: Dürfen Sichtbarkeit oder die Forderung nach Sichtbarkeit historische Fakten negieren? Darf (Zeit-) Geschichte aus gegenwärtiger Sicht derart verzerrt und verfälscht werden, um sie widerspruchslos in bestimmte politische Weltbilder einfügen zu können? Hier handelt es sich meines Erachtens um die Etablierung eines bestimmten – neuen – historischen Mythos, der bislang tradierte Mythen und Geschichtsbilder ersetzen soll.

Zur Konstruktion von Opfermythen

Erinnern an, Gedenken an, Trauer über die Opfer des Nationalsozialismus setzen Wissen, Informationen, im weitesten Sinne Gedächtnis voraus. Fast alles, was wir heute über Lesben und Schwulen während der NS-Zeit, über die Homosexualitätspolitik des NS-Staates wissen, wurde von Lesben und Schwulen selbst erforscht. Anders als bei den meisten anderen Opfergruppen sind – mit wenigen Ausnahmen – Erinnern und somit Gedächtnis stellvertretend festgehalten und werden stellvertretend weitertradiert, also nicht durch die direkt Betroffenen selbst. Dies geschieht weitgehend durch Kollektive, durch die Lesben- und Schwulenbewegung. Diese Form der Aneignung von Geschichte und somit Gedächtnis stellt zugleich eine spezifische Form der Bildung von Identität für die Lesben- und Schwulenbewegung als soziale Gruppe dar. Dies hat aber auch zu der Etablierung eines bestimmten historischen Mythos beigetragen: dem Mythos vom „Homocaust", der mittlerweile durch intensive Forschungsarbeiten obsolet geworden ist.

Wie wir heute wissen, können wir nicht länger die Behauptung aufrechterhalten, daß alle homosexuellen Männer während der NS-Zeit zwingend von tödlicher Verfolgung bedroht waren und daß die Homosexualitätspolitik des NS-Staates auf die physische Vernichtung aller homosexuellen Individuen abzielte. Hier stellt sich somit die Frage nach der politischen Funktion der Beibehaltung des „schwulen Opfermythos" sowie zugleich die nach der Etablierung eines neuen „lesbischen Opfermythos".

So legitim die lesbische Forderung nach Sichtbarkeit ist, so prekär erweist sie sich gerade in diesem Kontext: Gerade das Festhalten an Zeichen und Symbolen, die uns als Opfer präsentieren und repräsentieren, drückt meines Erachtens ein tiefverwurzeltes Dilemma betreffend unsere politischen Identitäten aus. So einschneidend und zerstörerisch die Erfahrungen des Nationalsozialismus für Individuen und für bestimmte politische Bewegungen in Europa waren, mutet es doch mehr als befremdlich an, daß wir in diesem geographischen Raum keine Zeichen, Formen und Rituale entwickelt haben, die an erfolgreichen politischen Widerstand erinnern und diesen feiern.[8] In diesem Sinne geht es auch nicht um einen Wettbewerb, um Konkurrenz zwischen verschiedenen „Opfer"-gruppen, sondern um Anerkennung – als selbstbewußte und selbstbestimmte politische AkteurInnen, auch und gerade in öffentlichen Räumen. Hier gilt es, das Terrain des Politischen zurückzuerobern oder sich überhaupt erst einmal anzueignen. Von schwulen Diskursteilnehmern ist hier sehr wohl auch Verzicht gefordert: auf die Ausübung männlicher Privilegien aufgrund des Status des Mann-Seins – auch und gerade in der öffentlichen Sphäre.

Screenshots: Gigi

Quellen/Anmerkungen

[1] Chaumont, Jean-Michel: Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung. Zu Klampen! Lüneburg 2001, S. 316

[2] Ob und wie es sich hier um Formen symbolischer Politik handelt, soll nicht näher ausgeführt werden.

[3] Auf den Opfermythos werde ich später genauer eingehen.

[4] Dieser Begriff wurde von Ilse Kokula 1984 für das Leben und Überleben lesbischer Frauen während der NS-Zeit geprägt. Vgl. Kokula, Ilse: Lesbisch leben von Weimar bis zur Nachkriegszeit. In: Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur. Ausstellung im Berlin Museum: 26. Mai – 8. Juli 1984. Berlin: Frölich & Kaufmann 1984, S. 149-161. Claudia Schoppmann benutzte ihn als Titel für einen Interviewband mit überlebenden lesbischen Frauen. Vgl. Schoppmann, Claudia: Zeit der Maskierung. Lebensgeschichten lesbischer Frauen im „Dritten Reich". Berlin: Orlanda Frauenverlag 1993

[5] Hier habe ich vor allem folgende Veröffentlichungen Claudia Schoppmanns verwendet: Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität. Pfaffenweiler: Centaurus 1991, 1997; Zeit der Markierung 1993; Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938-1945. Berlin: Querverlag 1999. Eine Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes sowie Interpretationen sind nachzulesen: Hauer, Gudrun: Weibliche Homosexualität in der NS-Zeit. In: Baumgartner, Andreas/Mauthausen Komitee Österreich (Hg.): Frauen im KZ Mauthausen. Wien: edition Mauthausen 2007 (in Vorbereitung)

[6] In Österreich galt von 1852 bis zur Kleinen Strafrechtsreform von 1971 der §129, der „Unzucht mit Personen des gleichen Geschlechts oder mit Tieren" kriminalisierte. Dieser §129 war auch während der Jahre der Okkupation Österreichs in Kraft; er sanktionierte sexuelle Handlungen zwischen Männern sowie zwischen Frauen. Bisherige statistische Auswertungen von Strafakten zeigen, daß dieser §129 in erster Linie gegen Männer angewendet wurde; auf Frauen entfielen weniger als fünf Prozent der Anzeigen, Strafverfahren sowie Verurteilungen. Nach der Okkupation erhöhte sich der Verfolgungsdruck auf Homosexuelle – sowohl in bezug auf Anzeigen und Verurteilungen als auch betreffend das Strafmaß. Der Anteil der Frauen lag auch damals bei etwa fünf Prozent; sie wurden vor allem durch DenunziantInnen angezeigt (Ehemänner, ArbeitskollegInnen, Familienmitglieder).

[7] Genaueres ist nachzulesen in: Hauer, Gudrun/Perchinig, Elisabeth: Geschlechterforschung aus der Perspektive der Gay and Lesbian Studies: Beiträge aus interdisziplinärer Sicht. Wien 2002 (ungedr. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur), hier S. 49-60

[8] Hier sei darauf verwiesen, daß der sogenannte Christopher Street Day (CSD) aus den USA importiert wurde und an den erfolgreichen Widerstand New Yorker Schwuler, Lesben und Transgenders gegen die Polizei erinnert.

Gegen das Vergessen

Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer in Hamburg

Anläßlich des Christopher Street Days 2004 wurden auf Initiative des Vereins *freundschaften e.V.* in Hamburg erstmals Stolpersteine für drei schwule Männer und eine lesbische Frau verlegt. Im Jahr darauf veröffentlichte Bernhard Rosenkranz gemeinsam mit Gottfried Lorenz im Buch „Hamburg auf anderen Wegen – Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt" Biographien ermordeter Homosexueller und gründete im März 2006 mit Ulf Bollmann vom Hamburger Staatsarchiv die Initiative „Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer". Wie individuelles Gedenken fernab jedes interessengeleiteten Gezerres um dubiose Nationale Gedenkorte funktioniert, erläutert
Bernhard Rosenkranz

Der Ausgangspunkt für das Projekt Stolpersteine war eine Erinnerungsspur aus Fassadenfarbe, die Gunter Demnig im Mai 1990 gemeinsam mit dem Verein Rom e. V. zur Erinnerung an die Deportation von 1.000 Roma und Sinti durch Köln gelegt hatte. Demnig: „Es kam dann die Überlegung, das an einigen Stellen haltbar zu machen. Ich habe ein Konzept entwikkelt, diese Spur an 22 Punkten aus Messing zu verlegen ... Ich wollte die Erinnerungen dorthin zurückbringen, wo die Menschen ihre Heimat hatten. Dazu kam ein weiteres Unbehangen an monumentalen zentralen Gedenkstätten, die oftmals ja einmal im Jahr als Kranzabwurfstätte benutzt werden und um die man ansonsten auch einen großen Bogen machen kann. Meistens stehen die auch irgendwo außerhalb, wo sie sowieso kein Mensch sieht." Die erste zu dem Zeitpunkt noch nicht genehmigte Steinverlegung fand 1997 in Berlin-Kreuzberg statt; seit dem Jahr 2000 hat Demnig deutschlandweit mehr als 9.000 Stolpersteine in über 200 Städten für viele Opfergruppen des Nationalsozialismus verlegt. Ganz bewußt verzichtet er bei den Inschriften darauf, die Gründe für die Verfolgung anzugeben, da es für ihn unwichtig ist, ob ein Mensch ermordet wurde, weil er jüdischen Glaubens, homosexuell oder eine Roma war. Die Folgen des NS-Terrors waren letztlich für alle Verfolgtengruppen – wenn auch in unterschiedlichen Ausmaßen – tödlich.

Damit unsere Arbeit auch von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, entschlossen wir uns, einen Schirmherrn zu suchen. Die Frage war: bitten wir eine Person aus der Politik oder aus der Kirche? Da das Gedenken an Opfer im Vordergrund stehen sollte, fragten wir Bischöfin Maria Jepsen von der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Hamburg. Wir waren uns der Problematik bewußt, daß die Kirche keine unwesentliche Rolle bei der Verfolgung und Diskriminierung von Schwulen in der Vergangenheit gespielt hat und teilweise bis in die Gegenwart spielt. „Ich habe gerne und ohne zu zögern die Schirmherrinschaft für das Stolperstein-Projekt übernommen, weil ich es wichtig finde, die Menschen vor dem Vergessen zu bewahren, deren Leben durch den NS-Terror vernichtet wurde", so Maria Jepsen. „Lange Zeit ist darüber geschwiegen worden, daß auch Homosexuelle verfolgt wurden. Es ist dringend an der Zeit, auch diese Facette nationalsozialistischen Mordens ans Licht zu bringen und die Opfer öffentlich zu betrauern."

In ihrer Predigt zum ersten Gedenkgottesdienst der evangelischen Kirche für homosexuelle NS-Opfer wurde sie deutlich: „Gegen Gesetze eines Staates und Ordnungen einer Gesellschaft, die nur Heterosexualität dulden, haben wir um Jesu willen zu protestieren und das Recht auf homosexuelle Liebe und Partnerschaft einzufordern. Ich hätte mir gewünscht, daß unsere Kirche das viel früher erkannt und mutig gegen die verschärften Gesetzgebungen vor Jahrzehnten schon aufbegehrt hätte, daß sie bedrohte Homosexuelle und Bisexuelle ebenso wie Heterosexuelle und zölibatär lebende Männer und Frauen geachtet und geschützt hätte." Zuspruch bekamen wir auch von der Hamburger Kultursenatorin bei einer Gedenkfeier: „Der größere Wert dieser Initiative liegt in der Tatsache, daß sich die Paten und Patinnen vergangenes Leid vergegenwärtigen, daß sie der Vergangenheit einen Ort in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld geben", so Karin von Welck.

Stolpersteine sollten nicht an Täter erinnern

Stolpersteine sind eine wichtige Ergänzung zu den zentralen Gedenkstätten, weil sie uns „direkt vor unserer Haustür" an die Schicksale der Verfolgten des Nazi-Regimes erinnern. Gunter Demnig über seine Arbeit: „Es ist ein Denkmal von unten. Es wird von der Bevölkerung geschaffen. Für mich ist es ganz wichtig, daß die Namen zurückgebracht werden dorthin, wo diese Menschen ihr Zuhause hatten. Im KZ waren sie lediglich eine Nummer, die im Unterarm eintätowiert war."

Erst nachdem die Opfer von uns recherchiert und Paten gefunden wurden, die die Kosten von 95 Euro für Steinherstellung und -verlegung übernehmen, beginnt Demnigs Arbeit. In einigen Fällen zögerten die Paten kurz, ob sie einen Stein für jemanden finanzieren sollten, der Diebstähle begangen hat. Überwiegend konnten wir diese Zweifel ausräumen. Denn auch wer Unrechtes getan hat, darf in keinem Fall nach Verbüßung der Strafe in ein Konzentrationslager verschleppt und ermordet werden.

Dahingegen erhalten Erpresser, die Homosexuelle in Gefahr gebracht oder denunziert haben, keinen Stolperstein. Beispielsweise erpreßte der Strichjunge Theodor Gehring mehr als 150 Männer und gab ihre Namen und Adressen der Polizei preis. Viele seiner Freier wurden erst dadurch

als Homosexuelle bekannt. Einige wurden im KZ ermordet oder brachten sich vor der Verhaftung um. Selbstverständlich gilt auch für Erpresser, daß sie nicht in ein KZ verschleppt und wie im Falle Gehrings hätten hingerichtet werden dürfen. Dennoch sollten Stolpersteine nicht an die Täter erinnern.

Von März bis Dezember 2006 konnten wir 140 homosexuelle NS-Opfer an Paten vermitteln. Damit wurde eine Summe von über 13.000 Euro gegen das Vergessen dieser Verfolgtengruppe aufgebracht. Bisher hat Gunter Demnig 37 Stolpersteine verlegt. Neben zahlreichen Einzelpaten gibt es Patengemeinschaften wie zu Beispiel eine Mitarbeitergruppe der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, Geburtstagsgäste der Jubiläumsparty des Buchladens Männerschwarm, Besucher der Lesbisch-Schwulen Filmtage, Berater des Infoladens Hein & Fiete und die Tuntentrash-Gruppe „Schwarzwaldmädels". Ebenso gehören Verbände, Parteien und Geschäftsleute zu den Paten wie der Lesbisch-Schwule Wirtschaftsverband Hamburg, der Völklinger Kreis, die GAL-Bürgerschaftsfraktion, die Schwusos, die Süd-Gays, die Gaycops, der Gay-Shop Clemens und die Tanzschule Riemer. Damit haben wir innerhalb kurzer Zeit ein weiteres Ziel erreicht, nämlich in der schwulen Community ein Bewußtsein für die eigene Geschichte zu schaffen und unser Projekt auf eine breite Basis zu stellen. Zu diesem Erfolg beigetragen hat auch unsere Unabhängigkeit von Parteien, Vereinen und sonstigen Institutionen.

Stolpersteine provozieren die Bürger unter Umständen. Ihre Aussagen können eher in unser Alltagsbewußtsein eindringen als die zentraler Gedenkstätten, die sich zumeist nicht in unserem Wohnumfeld befinden. Manchmal tritt eine homophobe Haltung offen zutage. In drei Fällen wurden neu verlegte Stolpersteine zerstört, damit wurden die Opfer erneut mißachtet.

Alfred Kästel: als „175er" verurteilt, 1944 in Neuengamme ermordet

Aktenvernichtung verhindert Forschung

Genaue Zahlen über die verfolgten Homosexuellen aus Hamburg lassen sich nicht ermitteln, da viele Akten entweder von den Nazis oder nach dem Krieg beseitigt worden sind. Im Hamburger Staatsarchiv kam es noch bis in die 1990er-Jahre zu Vernichtungen von Strafjustizakten, da diese als archivunwürdig eingestuft wurden. Zur Begründung hieß es, daß Verfahren nach §175 in ihrer Häufigkeit die Verfahren gegen andere Verfolgte erheblich übertroffen hätten und sie deshalb vernichtet würden. Darüber hinaus wurde als Argument für diese von der Hamburger Bürgerschaft zuletzt parteiübergreifend gestoppte Vernichtung, daß der §175 bereits vor der NS-Zeit existierte und noch bis 1994 gültig war. Deshalb seien nur Fälle aufbewahrt worden, die auf eine Rechtsprechung anhand des 1935 verschärften §175 und des §175a hätten schließen lassen. „Normale Verurteilungen" kamen in den Reißwolf. Insgesamt ist die Auswahl jedoch vollkommen unprofessionell und ohne Dokumentation durchgeführt worden, so daß dieser Aktenbestand für statistische Erhebungen auch zu anderen Opfergruppen unbrauchbar geworden ist. Insgesamt sind nur knapp 2.000 von mindestens 3.600 Akten erhalten geblieben.

Mit den Prozeßakten wurden jedoch auch die Lebensläufe der Opfer vernichtet und eine lückenlose Erforschung der Homosexuellenverfolgung in Hamburg erfolgreich verhindert. So sind es häufig nur noch die Vermerke „widernatürliche Unzucht", „§175", „§175 a" und „K 24" des für homosexuelle Delikte zuständigen Hamburger Kriminalkommissariats auf Karteikarten und Listen der „Schutzhaft" sowie der Hamburger Gefängnisse, die Hinweise auf NS-Opfer geben. Anhand der Todesbescheinigungen oder Auskünfte von Standesämtern kann geklärt werden, wann und wo die jeweilige Person verstorben ist. Durch Kontakte zu KZ-Gedenkstätten und zum Internationalen Suchdienst Arolsen versuchen wir, mehr über die Opfer zu erfahren. Infolge der systematischen Auswertung der Sammlung „Unnatürliche Sterbefälle" der Kriminalpolizei ermittelten wir Homosexuelle, die in Haft oder vor der Verhaftung Selbstmord begingen. Das sind bisher immerhin 34 Fälle, die von der Forschung unberücksichtigt blieben.

Warum nur ein Stolperstein für eine lesbische Frau?

Bisher konnte in Hamburg nur für Mary Pünjer (geboren 1904 in Wandsbek) eine Ermordung im KZ nachgewiesen werden. Im Frauen-KZ Ravensbrück bezeichnete der Mordarzt Friedrich Mennecke sie als „sehr aktive (‚kesse') Lesbierin" und sortierte sie als „Lebensunwerte" aus. Sie wurde 1942 in der Tötungsfabrik Bernburg durch Gas ermordet. Seit 2004 erinnert ein Stolperstein vor ihrem letzten Wohnsitz in Hamburg-Wandsbek an ihr Schicksal.

Einen Strafparagraphen für gleichgeschlechtliche Liebe unter Frauen gab es im „Dritten Reich" nicht und auch keine systematische Verfolgung wie bei homosexuellen Männern. Dennoch waren selbstverständlich auch lesbische Frauen von Ausgrenzung, Denunziationen und Vernichtung bedroht. Als „Asoziale" wurden sie in Anstalten eingewiesen, entmündigt, zwangssterilisiert und in Konzentrationslager verschleppt. Obwohl die Forschung sehr schwierig ist,

Foto: Staatsarchiv Hamburg

gehen wir allen Hinweisen nach, die auf eine homosexuelle Frau schließen lassen. Bisher konnten wir die Schcksale dreier Frauen recherchieren, die glücklicherweise das NS-Regime überlebten.

Die Hälfte der Opfer wurde denunziert

Die Hamburger Polizei setzte bei ihren Ermittlungen in erster Linie auf das Auspressen von Verhafteten und Denunziationen. Ein Viertel der 140 von uns erfaßten Männer ist den Behörden nur durch Denunziationen aus der Bevölkerung bekannt geworden, ein weiteres Viertel wurde von heterosexuellen Männern angezeigt, die Homosexuelle beobachtet hatten oder von ihnen angesprochen worden waren. Ein Drittel wurde von Strichjungen oder ehemaligen Partnern im Polizeiverhör preisgegeben. Nur ein Sechstel der Männer ist hingegen durch Razzien oder durch Polizeibeamte, die sich als „Lockspitzel" in öffentlichen Toiletten aufhielten, aufgefallen.

Überwiegend handelte es sich um Geringverdiener, die ins Netz der NS-Verfolgung gerieten. Zwei Drittel aller Angeklagten waren Arbeiter, Handwerker, Seeleute, Arbeitslose, Lehrlinge und Bezieher niedriger Renten. Wer zur Untermiete wohnte oder auf Sex in öffentlichen Toiletten und Parkanlagen angewiesen war, konnte sich kaum den Blicken neugieriger Bürger oder der Ordnungshüter entziehen. 40 Prozent der Opfer waren zum Zeitpunkt des Todes nicht älter als 40 Jahre. Knapp die Hälfte der Verfolgten wurde in Hamburg oder in den 1937 eingemeindeten Städten wie Altona geboren. 43 Prozent der betroffenen Homosexuellen wohnte in den Stadtteilen Neustadt, St. Pauli und Altona-Altstadt. In St. Georg, dem heutigen „Gay-Village", konnten wir fünf Opfer nachweisen. Fast alle hatten keine eigene Wohnung, sondern lebten zur Untermiete, „auf Zimmer", wie man damals sagte oder bei den Eltern. Nachweislich elf Männer waren obdachlos, sie übernachteten im Obdachlosenasyl „Pik As", in Männerwohnheimen der Heilsarmee, in Logierhäusern oder gaben ein paar Groschen für einen Schlafplatz in einer Schankwirtschaft.

Der erste Stein für eine ermordete Lesbe

„... ein gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ..."

Beispielhaft für die Schicksale von Männern, die wegen Vergehen nach den §§175, 175a in die Fänge der Gestapo oder Kriminalpolizei gerieten, seien hier vier genannt.

„Bei den Ermittlungen bitte ich meine Anzeige anonym zu behandeln." Mit diesen Worten endet der Denunziationsbrief, in dem ein Nachbar den Hilfsarbeiter Alfred Flanse (geboren 25. März 1892 in Liegnitz) im Juni 1938 angezeigt hatte. Flanse war erst gut ein halbes Jahr wieder in Freiheit. Vorher mußte er eine einjährige Haftstrafe wegen „widernatürlicher Unzucht" verbüßen. Auch seine Vermieterin sagte zu seinen Ungunsten aus. Laut Polizeiprotokoll „nehme sie mit Bestimmtheit an, daß auch in dieser Nacht, aber ohne ihr Wissen, jemand bei Flanse genächtigt habe". Angesichts der belastenden Anschuldigungen und den „eindringlichen Ermahnungen" der Kriminalbeamten, worunter im Klartext häufig Folter zu verstehen ist, gab Flanse zu, daß er mit Männern Sex gehabt hatte. Sein Schicksal wurde durch das amtsärztliche Gutachten des Medizinalrats Dr. Quast endgültig besiegelt, worin es heißt: „Sein Versagen im Leben ist nicht auf mangelnde Intelligenz zurückzuführen, sondern auf die psychopathische Reaktionsweise, [so daß] er im Jahre 1929 in den homosexuellen Kreisen Eingang gefunden hat ... und daß er sich seit dieser Zeit mehr oder minder darin betätigt hat. Wie die Akten zeigen, hat er darin eine so hemmungslose und zuweilen auch kritiklose Befriedigung seiner Triebe gefunden und sich auch nicht gescheut, sich an bisher unschuldige Menschen heranzumachen und sie als Opfer an sich heran zu ziehen, daß m. E. unbedingt erforderlich ist, daß die Sicherheitsverwahrung ausgesprochen wird. Es ist bei seiner psychopathischen Veranlagung, die aber keineswegs als strafmildernd in Betracht gezogen werden darf, nicht zu erwarten, daß er von dem einmal

Der Vergangenheit einen Ort gegeben: Stolpersteine für ermordete wohnungslose Homosexuelle vor dem Obdachlosenasyl „Pik As"

Alfred Flanse: denunziert und verurteilt, nach der Zuchthaushaft ins KZ Neuengamme verschleppt und 1944 in Majdanek ermordet

beschrittenen Wege abkommt. M.E. sind es gerade solche Elemente wie Flanse, die, immer wieder straffällig werdend, nicht nur diese Volksseuche unterhalten, sondern auch für ihre Weiterverbreitung sorgen." Am 27. Mai 1939 richtete sich das Landgericht Hamburg bei seinem Urteil nach diesem Gutachten. Flanse wurde in zwei Fällen nach §175a, einmal wegen eines versuchten Vergehens nach §175a und wegen fünf Vergehen gegen §175 zu drei Jahren Zuchthaus und der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte für diesen Zeitraum verurteilt. Außerdem ordneten die Richter Sicherheitsverwahrung an. In der Urteilsbegründung heißt es, Flanse sei als „gefährlicher Gewohnheitsverbrecher" einzustufen. „Da nicht damit zu rechnen ist, daß der Angeklagte nach Strafverbüßung von weiteren gleichartigen Taten absehen wird, wurde gegen ihn die Sicherheitsverwahrung angeordnet, um die Allgemeinheit vor ihm zu schützen. Lediglich eine Entmannung, die der Angeklagte freiwillig bei sich vornehmen lassen würde, könnte es vielleicht rechtfertigen, die Anordnung der Sicherheitsverwahrung gegen ihn später bedingt wieder aufzuheben." Im Dezember 1942 wurde er mit dem Vermerk „Tätertyp Homosexueller" nach Hamburg entlassen, rund fünf Monate später in das KZ Neuengamme verbracht und 1944 in das KZ Lublin (Majdanek) verschleppt, wo er am 14. Februar 1944 ermordet wurde.

Der Blumenbinder Alfred Kästel (geboren am 18. Mai 1879 in Flensburg) wurde im Oktober 1942 vom Hamburger Landgericht als „unverbesserlicher Homosexueller" wegen Vergehens gegen §175 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Einer seiner Bekannten hatte ihn im Verhör als Sexpartner angegeben. Bei einer Durchsuchung von Kästels Zimmer stellten die Kripobeamten belastende Briefe und Fotos sicher. Nach Verbüßung der Haft wurde Kästel der Kripo Hamburg „zur Verfügung gestellt" und höchstwahrscheinlich direkt in das KZ Neuengamme eingewiesen, wo er am 5. November 1944 ermordet wurde.

Das Schicksal des obdachlosen Günther Brackemeier (geboren am 15. Oktober 1914 in Hamburg) steht stellvertretend für weitere zehn wohnungslose Homosexuelle aus Hamburg, für die Stolpersteine verlegt werden. Er wurde von einem eifrigen Bürger dabei beobachtet, wie er versuchte, in einer öffentlichen Toilette Freier kennenzulernen. Als vorbestrafter „175er" bekam Brackermeier keine Arbeit, so daß er vom Anschaffen, Singen und Betteln leben mußte. Er übernachtete im „Pik As" oder auf einem Schlafplatz in einer Schankwirtschaft. Nachdem er aufgrund der Denunziation erneut wegen „gewerbsmäßiger Unzucht" verurteilt wurde, verschleppte man ihn in das KZ Neuengamme. Seine Spur verliert sich mit dem Untergang der „Cap Arcona".

Stellvertretend für 34 Männer, die Selbstmord begangen haben, steht das Schicksal des Bautechnikers Rudolf Nürnberg (geboren am 26. November 1875 in Hamburg). Über ihn gibt es nur noch Hinweise in einer Polizeiakte über „Unnatürliche Sterbefälle". Nürnberg wurde im Jahr 1939 wegen Verdachts auf Vergehen gegen §175 festgenommen und im Untersuchungsgefängnis Holstenglacis inhaftiert. Dort erhängte er sich am 18. April 1939 in seiner Zelle. Er hinterließ eine Frau und einen Sohn.

Wo gibt es Stolpersteine für Homosexuelle?

Bisher wurden in Deutschland 70 Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer verlegt. In Hamburg gibt es 37 Steine, in Berlin 19, in Köln neun, in Freiburg und Würzburg jeweils zwei und ein Gedenkstein wurde in Dortmund verlegt. Für zwei Männer, die in Waren (Müritz) und in Winsen (Luhe) geboren, aber in Hamburg verurteilt wurden, erteilten die dortigen Bürgermeister die Genehmigung für die Steinverlegung vor Ort.

Für einen Homosexuellen aus München ergab sich bisher keine befriedigende Lösung. Der Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) lehnt die Verlegung von Stolpersteinen für alle Verfolgtengruppen seit vielen Jahren grundsätzlich ab.

Stolperstein-Patenschaften

für homosexuelle NS-Opfer können beantragt werden bei folgenden Adressen: **Berlin:** Koordinierungsstelle für Stolpersteine, stolpersteine@gdw-berlin.de; **Bremen:** Landeszentrale für politische Bildung, Dr. Barbara Johr, lzpb-projekte@lzpb.bremen.de; **Dortmund:** Schwul-lesbischer Arbeitskreis Dortmund e. V., slado@slado.de; **Freiburg:** Rosa Hilfe Freiburg e. V., telefon@rosahilfefreiburg.de; **Hamburg:** Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer, ulf.bollmann@gmx.de; **Hannover:** Rainer Hoffschildt, r.hoffschildt@htp-tel.de; **Köln:** Uta Franke, uta.franke@stolpersteine.com; **Magdeburg:** Kulturbüro Magdeburg, Nancy.fock@ka.magdeburg.de; **Würzburg:** Andreas Rosa, andreas@rosa-hassan.de.

Weitere Informationen

Gunter Demnig, www.stolpersteine.com sowie Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer, www.hamburg-auf-anderen-wegen.de/stolpersteine

Fotos: Staatsarchiv Hamburg; Bernhard Rosenkranz

Jenseits der Volksgemeinschaft

Daß die „Männer mit dem rosa Winkel" eine kleine Minderheit sowohl im Heer der KZ-Insassen als auch im Vergleich zur Mehrzahl der deutschen Homosexuellen waren, zweifelt mittlerweile kaum noch jemand an. Die Konsequenz daraus zu ziehen fällt aber so manchem Gralshüter schwuler Lebenswelten schwer. So geht meist unter, daß Homosexuelle im „Dritten Reich" außer den Prügeln der Gestapo auch den Skalpellen der Chirurgen und Erbstatistiken der Psychiater ausgesetzt waren. Von den zu „arischen Seelenheilkundlern" abgestürzten Psychoanalytikern ganz zu schweigen. Eine Reise durch die Welt der „Rassenhygieniker" unternahm

FLORIAN MILDENBERGER

Knapp nach der „Machtübernahme" gingen die Nationalsozialisten unter dem Beifall der überwiegenden Mehrheit der „deutschen" Ärzteschaft von der eugenischen Theorie zur rassenhygienischen Praxis über. Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" (GVN) wurde erlassen, etwas später folgte das „Gesetz zur Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechertums". Beide Regelwerke zielten auf die „Ausmerze" ab. Ersteres sollte prophylaktisch wirken, indem so genannte „Minderwertige" sterilisiert wurden, bevor sie Nachwuchs zeugen konnten, das zweite erlaubte die Entmannung von kriminellen Wiederholungstätern. In den ganzen Beifall um das GVN mischte sich alsbald leiser Protest von Erbbiologen. Begründung: Die weite Gruppe der „Psychopathen" kam nicht vor und somit auch nicht die der Sexualstraftäter[1]. Die Befürworter des Gesetzes aber lieferten im entsprechenden Kommentar dazu die Begründung ab, Sittlichkeitsstraftäter sollten grundsätzlich als Gewohnheitsverbrecher gesehen werden[2]. Es schien als ob Homosexuelle, Exhibitionisten, Pädophile und Vergewaltiger als eine große Gruppe beurteilt werden sollten. Jedoch kam es 1935 bereits zu einer wichtigen Änderung. In §14/II des Ergänzungsgesetzes zum GVN wurde festgehalten, daß Homosexuelle von ihrem „entarteten Geschlechtstrieb" befreit werden konnten, wenn sie es wollten. Die freiwillige Entmannung war legalisiert. Pädophile und andere Sexualstraftäter hingegen durften nicht frei wählen, ob sie entmannt werden wollten. Der §42k des Gewohnheitsverbrechergesetzes übertrug diese Entscheidung dem Gericht, wenn der Täter bereits zweimal einschlägig vorbestraft war.

Rassenhygieniker und Gesetzgeber gingen also davon aus, daß Homosexuelle zu jeder Zeit Herr ihrer Triebe waren und sich ohne die sexuellen Gefühle vorzüglich in die „Volksgemeinschaft" einpassen konnten. In der täglichen Praxis jedoch mutierte die angebliche Freiwilligkeit der Entscheidung der Homosexuellen zur Farce. Unter Schlägen im Verhör, der Mißhandlung durch Polizisten und psychischer Folter ausgesetzt, entschieden sich Häftlinge für die „freiwillige Entmannung", um dem Terror ein Ende zu setzen. Die von der Wirksamkeit der Kastration überzeugten und jedem psychosomatischen Denkanstoß entfremdeten Ärzte ließen sich bei ihren Nachuntersuchungen vor allem von den Selbstzeugnissen der Betroffenen leiten. War ein Homosexueller oder Pädophiler entmannt, so konnte er bei der Versicherung des Verlusts aller sexuellen Gefühle auf Freilassung und Schutz vor Diskriminierung in der „Volksgemeinschaft" hoffen[3]. Wer einen sterilisierten oder kastrierten „Erbkranken" wegen seines früheren Lebens demütigte, mußte – zumindest theoretisch – im Staate Adolf Hitlers mit schweren Strafen rechnen. Doch der scheinbar so monolithische Führerstaat gewährte vielfache Sonderregeln, die der gängigen Verfolgungspraxis widersprachen. Zwar positionierte sich Heinrich Himmler spätestens mit seiner Geheimrede in Bad Tölz 1937 als unnachgiebiger Verfolger der Homosexuellen, aber innerhalb der SS gab es manche Ausnahme. Der Rassenhygieniker und Euthanasie-Gutachter Werner Heyde kam bei Himmler mit dem Versprechen der künftigen Heterosexualität durch[4], Himmlers eigener Neffe durfte sich – trotz des offiziellen Ausschlusses homosexueller Männer von dieser Möglichkeit – an der Front bewähren[5]. Hier kommandierte der mehrfach wegen homosexueller und pädophiler Delikte vorbestrafte Politologe Oskar Dirlewanger das berüchtigte Strafbataillon der SS. Dirlewanger hatte in München in den 1920er Jahren studiert und dürfte Heinrich Himmler ebenso wie dessen bevorzugten Homosexuellenforscher gekannt haben: Theobald Lang.

Lang war Psychiater und an der „Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie" in München tätig, dem heutigen Max-Planck-Institut für Psychiatrie. Es erscheint überraschend, aber Lang war kein Anhänger von Verführungsthesen. Er war im Grunde der Erbe von Magnus Hirschfeld, denn er führte dessen Zwischenstufenlehre konsequent fort und erklärte homosexuelle Männer zu verhinderten „genetischen Weibchen", die bis auf den Chromosomensatz alle weiblichen Eigenschaften verloren hätten[6]. Gleichwohl pervertierte er Hirschfelds Ansatz, denn er nutzte die Vorarbeiten natürlich nicht für eine Emanzipation, sondern für die totale Pathologisierung der Homosexualität. Lang dominierte bis Ende der 1930er Jahre den Diskurs in Deutschland, und auch nach Einsetzen massiver Kritik an seinem Ansatz konnte er sich zumindest behaupten.

Erst nach Langs ominöser Flucht (oder war es der Beginn einer Agentenkarriere im Auftrag der SS?) in die Schweiz 1941 kam die Diskussion um die Einordnung der Homosexuellen in juristischer und rassenhygienischer Sicht neu in Schwung. 1943 wurde der Entwurf eines neuen „Gemein-

schaftsfremdengesetzes“ vorgelegt, das die Zwangskastration Homosexueller vorsah. Die entsprechenden medizinischen „Beweise“ hatten nicht deutsche, sondern Schweizer Ärzte beigebracht[7]. Sie ordneten die Homosexuellen endgültig bei den Geisteskranken ein, medizinisch gesehen ein Rückfall ins späte 19. Jahrhundert. Zugleich ließ diese nie in Kraft getretene Regelung eine bereits existierende Hintertür weiter offen: Die psychotherapeutische „Heilung“ der Homosexualität. Dies bedeutete zugleich die Akzeptanz der in Propaganda und „Volksempfinden“ weit verbreiteten Vorstellung von der „Verführung“ junger Männer zur Homosexualität. Was nicht angeboren beziehungsweise genetisch bedingt war, sollte therapiert werden können. Hierin war wiederum das in Berlin angesiedelte „Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie“ führend tätig. Aufgrund des Namens seines Chefs Matthias Heinrich Göring (dem Onkel von Hermann) wurde es auch „Göring-Institut“ genannt. Das Institut war aus der psychoanalytischen Poliklinik in Berlin hervorgegangen und hatte sich im Laufe der Jahre zu einem Schmelztiegel aller Lehrmeinungen entwickelt, die rund um Freud entstanden waren und sich später selbständig weiter entwickelt hatten (Adler, Jung etc.).

Foltermedizin als Sozialhygiene: Ein als „Sittlichkeitsverbrecher“ entmannter homosexueller Mann kurz vor und ein Jahr nach seiner Verstümmlung in den 1940er Jahren

Foto aus: Nikolaus Jensch: Untersuchungen an entmannten Sittlichkeitsverbrechern, Leipzig 1944, entnommen aus Centrum Schwule geschichte (Hg.): „Das sind Volksfeinde!“, Emons Verlag, Köln 1998

Dieser Prozeß hin zu einer „arischen Seelenheilkunde“ war von Freud lange positiv goutiert worden und nach 1945 sollten seine Erben kein Problem zur Wiederanknüpfung mit den im Nationalsozialismus tätigen Kollegen haben. Die Institutsmitarbeiter kooperierten freudig mit der Reichsjugendführung respektive Hitler-Jugend sowie beizeiten mit der SS, um Homosexuelle zu heterosexualisieren. Der Psychoanalytiker Felix Boehm sollte später erklären, 1936-1938 seien von 510 Homosexuellen 341 „geheilt“ worden[8]. Was mit den Nicht-Therapierbaren geschah, konnte er nie erklären, und die modernen Psychoanalytiker sind in diesen Angelegenheiten sehr schweigsam.

Waren sich Psychoanalytiker und Psychiater auch spinnefeind, in drei Dingen waren sie sich nach 1945 einig: der Verharmlosung der eigenen Aktivitäten, der „objektiven“ Begutachtung der Opfer des NS-Regimes (samt der Nicht-Zuerkennung von Renten) sowie der fortgesetzten Trennung in gute und schlechte Sexualitäten. Individuen spielen hier keine Rolle. Neu an dieser Fortschreibung der eigenen Geschichte ist lediglich, daß seit einigen Jahren manch Repräsentant der Opfer dieser Deutung von Sexualitäten ebenfalls huldigt. Versöhnung sollte weder über Verhöhnung stattfinden noch von den selbsternannten Erben der Opfer ausgehen. Das ermuntert nur die Täter.

Quellen/Anmerkungen

[1] Claudia Schoppmann: Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität, Pfaffenweiler 1991, 68-73.

[2] Arthur Gütt/Ernst Rüdin/Falk Ruttke: Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 nebst Ausführungsbestimmungen, 2. Aufl., München 1936, 61.

[3] Zu den Nachuntersuchungen und den Schlußfolgerungen siehe Nikolaus Jensch: Untersuchungen an entmannten Sittlichkeitsverbrechern, Leipzig 1944

[4] Burkhard Jellonnek: Homosexuelle unterm Hakenkreuz. Die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich, Paderborn: 1990, 269

[5] Wien, Archiv des Dokumentationsarchiv Österreichischer Widerstand: Akt 1461

[6] Zusammenfassung seiner Thesen siehe Theobald Lang: Zur Frage nach der genetischen Struktur von Homosexuellen und deren Eltern. In: Archiv der Julius-Klaus-Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene 20 (1945), 51-76

[7] Stavros Zurukzoglu (Hg.): Verhütung erbkranken Nachwuchses, Basel 1938

[8] Geoffrey Cocks: Psychotherapy in the third Reich. The Göring Institut, 2nd edition Brunswick 1997, 288

Errata

1. Die Rubrik, die Sie gerade nach Heiterem und Besinnlichem durchstöbern, tauchte auch im vorhergehenden Heft auf. Allerdings nur im Inhaltsverzeichnis (*Gigi* 46, S. 5); faktisch ließen wir sie mangels dringend korrekturbedüftiger Fehler im Heft 45 aus. Einfach so.

2. In dem von der Redaktion zu verantwortenden Vortext zu Stefan Broniowskis Erinnerung an Klaus Manns 100. Geburtstag (*Gigi* 46, S. 32) heißt es, es handele sich um den Sohn des Nobelpreisträgers Thomas Mann. Im Prinzip stimmt es, aber erst seit 1929, war doch der Vater bei der Geburt des Sohnes noch gar kein Nobelpreisträger.

3. Im selben Vortext steht, Klaus Mann sei am 18. November 1906 in Monaco geboren. Das ist, verehrte Münchnerinnen und Münchner, weniger falsch, als Sie denken und nur konsequent in einem Magazin, das einen italienischen Männernamen trägt. Schaut so ein Italiener in einem italienischen Lexikon nach, so steht da klar und deutlich: „Klaus Mann, nato a Monaco il 18 novembre ...“ Und Hand aufs Herz, liebe bayerische Mitmenschen: Sie lassen Ihre Hauptstadt doch nur zu gern verwechseln, oder?

4. Müssen kurz vor Drucklegung Beiträge noch gekürzt oder redigiert werden, so verschwinden mitunter in der Eile unbemerkt hier und da einzelne Wörter (oder überflüssige gerade nicht), was zu groben Fehlinformationen führen kann. So im Falle von Dirk Ruders Beitrag „Do you know?“ (*Gigi* 46, S. 14). Darin war von einem in Litauen in Vorbereitung befindlichen Jugendschutzgesetz die Rede, „das – ähnlich wie in im Vereinigten Königreich noch gültige berüchtigte Clause 28 – jede angebliche ‘Werbung’ für Homosexualität unter Strafe stellen soll ...“ Unbeabsichtigt getilgt worden war in dem Passus das „bis 2003“ zwischen „noch“ und „gültige“, während das „in“ vor dem „im“ durch ein „die“ hätte ersetzt werden sollen. Also keine Panik: Sie dürfen seit dem 18. September 2003 in Großbritannien ungestraft für Homosexualität „werben“. Wir bitten darum.

5. Carl-Dieter Spranger (CSU) war zwar seit Oktober 1982, wie ein Zitat Volkmar Siguschs in unserer Meldung „Noch keine Nazis“ (*Gigi* 46, S. 25) besagt, Parlamentarsicher Staatssekretär beim Bundesinnenminister, nicht jedoch „später sieben Jahre lang Innenminister“, sondern leitete von 1991 bis 1998 im Kabinett Helmut Kohls das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (später „und Entwicklung“).

Impressum

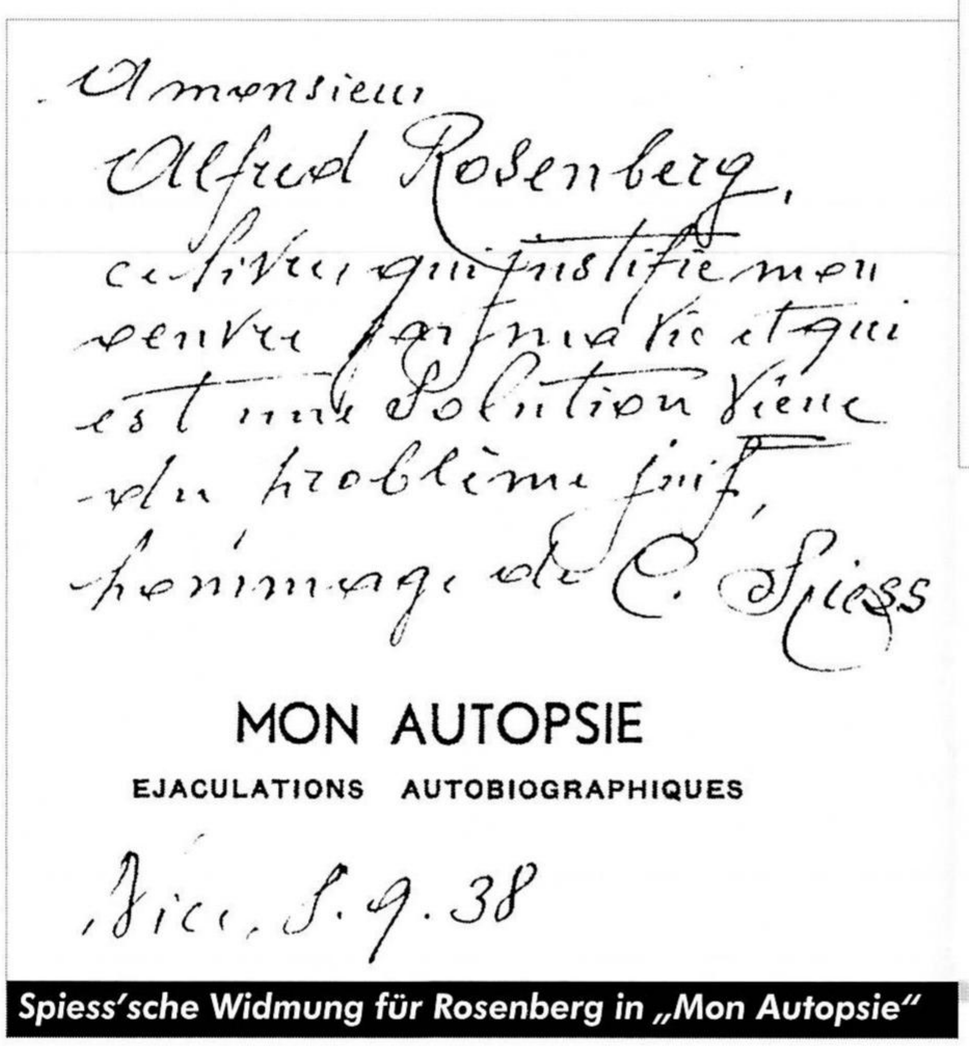
ISSN 1437-3076, **Post:** Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin; **Büro:** Greifswalder Straße 4, 10405 Berlin; **Email:** redaktion@gigi-online.de; Tel.: 030/6515213; Fax: 030/65475659; **Internet:** www.gigi-online.de; **Herausgeber:** wissenschaftlich-humanitäres komitee (whk); **Verleger:** Förderverein des whk e.V.; **Redaktion:** Lizzie Pricken, Dirk Ruder, Eike Stedefeldt (V.i.S.d.P., Layout); **Anzeigen:** 030/6515213; redaktion@gigi-online.de; **Erscheinungsweise:** zweimonatlich; **Druck & Weiterverarbeitung:** Druckerei Schmohl & Partner, Berlin. **Das Abonnement** ist nur zum Ende des Bestellzeitraums kündbar. **Manuskripte** bitte per Email, auf Diskette oder CD-ROM einreichen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Gewähr. Kein Honoraranspruch. Kein Schadensersatzanspruch bei Nichterscheinen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorin oder des Autors wieder. Nachdrucke sowie die Veröffentlichung in elektronischen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung von Redaktion oder AutorIn. **Eigentumsvorbehalt:** Die Zeitschrift bleibt Eigentum des Absenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. „Zurhabenahme“ ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift nicht oder nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht ausgehändigten Teile mit Begründung an den Absender zurückzuschicken.

Braune Ejakulationen

Camille Spiess hat keine nachhaltigen Spuren in der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts hinterlassen. Als Zoologe hat er Blutegel untersucht, als selbsternannter Nachfolger Nietzsches viele Fragen seiner Zeit behandelt – Imperialismus ebenso wie Homosexualität. 1938 hat er sich auf eine sehr persönliche Weise den Nationalsozialisten angedient, entdeckte WOLFRAM SETZ

Am 26. Februar 1910 hielt Magnus Hirschfeld in Paris einen Vortrag über „Die Anomalien des Geschlechtstriebes mit besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Frage". An der „sehr angeregten Diskussion" danach beteiligte sich auch der damals 32jährige „Dr. Camille Spiess".[1] Das ist die einzige Spur, die Camille Spiess im Zusammenhang mit Hirschfeld und der Arbeit des Wissenschaftlich-humanitären Komitees hinterlassen hat. Etwas mehr erfährt man über ihn, wenn man sich an einen weiteren Teilnehmer der Diskussionsrunde hält: Jacques d'Adelswärd-Fersen. Der französische Dichter, der wegen eines Skandals Paris Ende 1903 verlassen hatte und nach Capri gegangen war, wollte 1909 durch die Gründung einer neuen Zeitschrift *Akademos* in Paris wieder Fuß fassen, mußte das Projekt aber Ende 1909 aufgegeben. Die Zeitschrift rechnete Camille Spiess stets zu ihren Mitarbeitern, auch wenn kein Beitrag von ihm erschienen ist. Der Kontakt zwischen Fersen und Spiess muß recht eng gewesen sein, denn in Fersens ebenfalls 1909 erschienenem Roman „Et le Feu s'éteignit sur la Mer ..." („Und das Licht erlosch über dem Meer ...") erscheint Camille Spiess in einer Nebenrolle als Cyrille Miess. Das literarische Porträt hat Spiess als sehr schmeichelhaft empfunden, zitiert er es doch ausführlich in seiner Autobiographie, die er 1938 unter dem Titel „Mon Autopsie. Ejaculations autobiographiques" in Nizza veröffentlichte. Darin hat er Passagen, die im Roman sehr weit auseinander stehen, zu einem geschlossenen Porträt verknüpft.[2] In einer Anmerkung zitiert er zusätzlich aus einem Brief Fersens, in dem dieser ihm bescheinigte, überaus begabt („supérieurement doué") zu sein. Offensichtlich ergänzt hat er in dem Zitat zwei Hinweise auf seine Forschungen, vor allem auf seine Studien über das Verdauungssystem des Blutegels („le fameux auteur du traité sur la digestion des sangsues"), mit denen er 1903 den Doktortitel erworben hatte. Interessanter ist eine Auslassung: Bei Fersen wird Miess in einem Wortspiel als amüsanter „averti et inverti", als witziger Schwuler also, bezeichnet. Das „inverti" fällt in dem Zitat drei Pünktchen zum Opfer ...

1938 war aus dem Zoologen längst ein selbsternannter Kulturphilosoph geworden. Es ist nicht leicht, sich über die große Zahl seiner Veröffentlichungen einen Überblick zu verschaffen, von denen in deutschen Bibliotheken nur wenige erreichbar sind, aber zum Glück zitiert er sich gern selbst. Im Bereich Sexualität schrieb er allgemein über die Entstehung der Geschlechter und ihren geheimen Zusammenhang, über Androgynie und über Homosexualität.[3] Dem Zeitgeist zollte er Tribut mit Studien zu Gobineau und zum Imperialismus. In seiner Autobiographie verweist er auf einen Aufsatz, der ihn als „Philosophen des Imperialismus" feiert. Sein philosophisches Vorbild ist Nietzsche, später entdeckte er auch Max Stirner, den Philosophen des individualistischen Anarchismus, sah in Stirner einen Vorläufer („précurseur") Nietzsches und sich selbst als deren beider Vollender. In einer 1949 erschienenen Broschüre über Max Stirner konstruiert er einen Dreierschritt mit Nietzsches Willen zur Macht („Volonté de Puissance") in der Mitte, Stirners „Volonté de Jouissance" (etwa: Wille zum Recht auf sich selbst) als Vorläufer und seiner eigenen „Volonté de Continence" (etwa: Wille zur Selbstbeschränkung) als Vollendung.


A monsieur
Alfred Rosenberg,
ce livre qui justifie mon
devise par ma vie et qui
est une solution vivante
du problème juif,
hommage de C. Spiess

MON AUTOPSIE

EJACULATIONS AUTOBIOGRAPHIQUES

Nice, 8.9.38

Spiess'sche Widmung für Rosenberg in „Mon Autopsie"

Sein eigenes Gedankengebäude, den „Spiessismus", bezeichnet er als „Psycho-Synthese", sein letztes bibliographisch nachweisbares Werk trägt denn auch den Titel „Ma vie et la psycho-synthèse" (Lausanne 1950). Davon ist auch viel in der Autobiographie von 1938 die Rede, die so etwas wie der Beitrag eines Homosexuellen zum „Geist der Zeiten" ist. Im Text wird immer wieder Adolf Hitler gefeiert: Zu diesem „Giganten" („le fait Hitler, qui est gigantesque") will er ein „gigantisches" Gedankengebäude liefern, das er als europäisch und damit als der Liebe, dem Leben und dem Frieden verpflichtet versteht („une pensée gigantesque qui est le fait européen ou humain de l'amour, de la vie et de la paix", S. 220). Dazu paßt, daß das in der Bayerischen Staatsbibliothek in München verwahrte Exemplar folgende handschriftliche Widmung aufweist, formuliert in Nizza am 8. September 1938: „A monsieur Alfred Rosenberg, ce

livre qui justifie mon oeuvre par ma vie et qui est une solution vieux du probleme juif, hommage de C. Spiess."

Bemerkenswert ist die enge Verknüpfung des eigenen „Werks", sprich seiner vielen Schriften, mit der eigenen Biographie, und der Anspruch, damit einen Beitrag zur „Lösung der Judenfrage" liefern zu können. Alfred Rosenberg, der Chefideologe der Nationalsozialisten, wird im Buch selbst nur einmal mit seinem „Mythus des XX. Jahrhunderts" genannt, so daß die besondere Herzlichkeit der Widmung erstaunen muß. Da wüßte man zu gern, ob die beiden sich vielleicht begegnet sind, als Rosenberg, 15 Jahre jünger als Spiess, sich im April 1914 einige Zeit in Paris aufhielt.[4]

Was Spiess und Hitler verbindet, sind Rassenideologie und Antisemitismus. Das sind keine Gedanken, die Spiess erst nach 1933 formuliert hätte, sie sind schon vorformuliert etwa in einer Broschüre von 1919 („Nietzsche contre la Barbarie allemande"). Schon dort wird das Dionysische bei Nietzsche mit dem Arischen (und hier ausdrücklich auch mit dem „Urnischen") gleichgesetzt (S. 9), schon da liest man, daß Blut und Rasse mehr bedeuten als das bloße Leben („sa vie physiologique") des Einzelnen. Um seiner durch Rasse und Blut vorgegebenen Bestimmung gerecht zu werden, muß der Einzelne so etwas wie eine Wiedergeburt erleben, die Spiess in der Phase der erwachenden Sexualität ansiedelt. Nach dem Vorbild der antiken Päderastie bedarf die Jugend daher eines „erzieherischen Eros" („l'amour éducateur"), wie er in seiner Autobiographie am Beispiel seiner eigenen Lebensgeschichte darlegt. Diese Wiedergeburt, die zu einer sublimierten Form von Sexualität führen soll (bei der dann eine homosexuelle Orientierung keine Rolle mehr spielt), ist für ihn nur im Zusammenhang mit der nordischen Rasse denkbar, denn „der Jude" ist für Spiess das absolut negative Gegenbild – kein Mensch, sondern ein Verräter, dessen Religion er mit „moralischem Selbstmord" gleichsetzt („le Juif ... n'est pas un homme mais un traître dont la religion est un suicide moral", S. 46). Mit seinem „ethnischen Antisemitismus" stellt er sich gerne an die Seite Hitlers mit seinem „politischen Antisemitismus".

Anmerkungen/Quellen

[1] Vierteljahrsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 1 (Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 10) (1909/10) S. 342.

[2] Camille Spiess: Mon Autopsie. Ejaculations autobiographiques (Nice 1938) S. 110–112; Jacques d'Adelswärd-Fersen: Et le Feu s'éteignit sur la Mer ... (Paris 1909) S. 35–36 und 208–209.

[3] La Génese des Sexes et leur synthese occulte (1930); Le Sexe androgyne ou divin (1926); L'Inversion sexuelle (1930).

[4] Vgl. Ernst Piper, Alfred Rosenberg (München 2005).

Repro: Wolfram Setz

Wann kommt die Flut?

Keine zwanzig Jahre nach der Befreiung vom Faschismus stand die homosexuelle Selbstorganisation in der noch jungen Bundesrepublik quasi wieder vor dem Aus. In Hamburg beispielsweise nahmen die Rückschläge „extreme Ausnahmen an, als Helmut Schmidt, der seine Ordnungs- und Sauberkeitsanschauungen als Unteroffizier der Wehrmacht erhalten hatte, von der SPD zum Innensenator gemacht wurde. Neben dem Kampf gegen die Flutkatastrophe im Jahr 1962 führte Schmidt einen anderen Kampf gegen die steigende homosexuelle Flut, in der die letzten Reste hanseatischer Heuchelei zu versinken drohten", schrieb Manfred Herzer 1982 über den späteren Bundeskanzler. Herzers Text erschien im kleinen Band „Hamburg von hinten", der – wie die anderen in der „Von hinten"-Reihe des Verlags Bruno Gmünder erfolgreich herausgegebenen schwulen Städteführer – das Selbstverständnis einer sich im Vergleich zu heute als durchweg politisch verstehenden Schwulenszene in den 80er Jahren repräsentierte.

Auf einen Zeitraum von gut hundert Jahren blikken nun Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in dem fast 400-seitigen Wälzer „Hamburg auf anderen Wegen" zurück. Das Buch ist eine editorische Meisterleistung: Durchweg lektoriert und mit einem umfassenden Sach- und Namensregister versehen, in dem freilich der Name Helmut Schmidts gleich ein gutes dutzend Mal auftaucht. Nach Berlin („Eldorado", 1984) und Köln („Himmel und Hölle", 1994) liegt damit jetzt auch für die Hansestadt eine geradezu akribische Darstellung schwuler Geschichte vor. Die zweite Überraschung: Das Buch erschien faktisch im Selbstverlag. Eigens für dieses Projekt wurde der seit seiner Gründung 1980 bereits zweimal – in den Jahren 1981 und 1993 – gleich für mehrere Jahre wieder entschlummerte Hamburger Lambda Verlag wiederbelebt. Wollten oder konnten die Autoren ihre Recherchen nicht in einem bestehenden Homo-Verlag, etwa dem Hamburger MännerschwarmSkript, unterbringen?

Ausgehend von der „Entstehung einer Homosexuellenszene" in der Weimarer Republik mit der Gründung von frühen Verbänden wie der Hamburger Gesellschaft für Sexualforschung (HGfS) sortiert das Autorenduo vor allem die staatliche Verfolgung und deren auch nach 1945 ungebrochene Kontinuität als schlimmsten Feind (homo-) sexueller Emanzipationsbestrebungen ein und weist selbst noch an den Spielplänen Hamburger Bühnen die (Un-) Möglichkeit homosexueller Lebensäußerungen als Reaktion auf eine repressive Zeit nach. Nachdem Homosexuelle und ihre Verbände in der relativ liberalen Weimarer Zeit sehr schnell gelernt und erfolgreich bewiesen hatten, wie politische Selbstorganisation funktioniert – man denke nur an die Petition gegen die übrigens maßgeblich von der SPD verhinderte Abschaffung des Paragraphen 175 –, wäre die homosexuelle Bewegung auch nach den schrecklichen Erfahrungen des „Dritten Reichs" kaum zu stoppen gewesen. Angesichts dessen, was allein in Hamburg direkt nach 1945 an politischer und publizistischer Organisation entstanden war, wäre, hätte der Adenauer-Staat nicht auf vielfältige Weise eingegriffen, die Geschichte der weltweiten Schwulenemanzipation ohne Zweifel anders verlaufen: *Stonewall Riot* wäre eine unbedeutende Klopperei in irgendeiner längst vergessenen New Yorker Mafia-Spelunke geblieben, die man in Europa kaum zur Kenntnis genommen hätte.

Die Bilanz im bis auf die Jahre 1953-1957 sozialdemokratisch regierten Hamburg: „Nicht eine einzige Hamburger Homosexuellengruppe erhielt während der 50er Jahre den Vereinsstatus", und die auch „Homo-Abteilung" genannte kriminalpolizeiliche Fahndungskommission „nahm schon bald ihre Arbeit auf". Den Rest erledigte die Bundesregierung in Bonn. Drei Gesetze – zum „Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit" und zur „Verbreitung jugendgefährdender Schriften" – wurden, wie Lorenz und Rosenkranz hervorheben, „innerhalb von 30 Monaten" erlassen. „Diesen rechtlichen Regelungen fielen innerhalb kurzer Zeit alle Hamburger Zeitschriften für Homosexuelle zum Opfer". Die damals gängige Kooperation von kirchlichem und staatlichem „Jugendschutz" funktioniert übrigens bis heute.

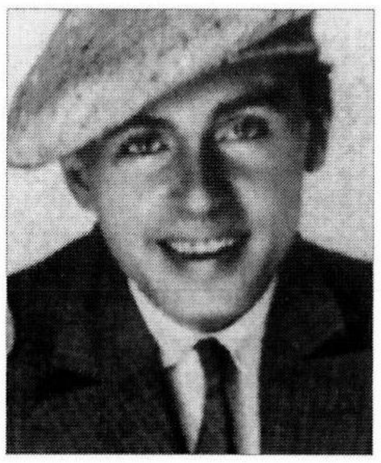
Als die Bundesregierung 1962 einen Entwurf zur Novellierung des Strafgesetzbuchs nachlegte, hatten Jungenschutz und Vereinsregister bereits ganze Arbeit geleistet, denn es gab „in der Bundesrepublik Deutschland, ausgenommen den eher privaten Freundeskreis Die Runde in Reutlingen (!) keine Homosexuellen-Organisation mehr". Bedenkt man, daß die derzeitige Bundesregierung an dergleichen Gesetzten mittlerweile im Monatsrhythmus herumbastelt, ahnt man ungefähr, in welcher Zeit man heute wieder lebt. – Remember Reutlingen, Bruno-Gmünder-Verlag!

Wer will, kann dank „Hamburg auf anderen Wegen" durch Hamburgs Szeneviertel streifen (vier „Vorschläge für Stadtteilrundgänge" unterbreiten die Autoren) oder „Schwule im Grab" auf den Friedhöfen von Ohlsdorf, Nienstedten und Altona besuchen. Erfreulich ist, daß es Lorenz und Rosenkranz in Sachen schwule NS-Opfern nicht bei der bloßen Veröffentlichung ihrer Recherchen beließen, sondern für die Verlegung von Stolper-Steinen zum Gedenken an die Opfer sorgten (siehe den Beitrag „Gegen das Vergessen" in diesem Heft). Sieben Opferporträts finden sich im Buch, eines davon über den 1888 geborenen und 1942 im KZ Mauthausen angeblich „an Kreislaufschwäche verstorbenen" Kommunisten und Rotfrontkämpfer Ludwig Paradowski. Über ihn hatte die Gestapo nach homosexuellen Handlungen die „Schutzhaft" verhängt.

Nach 1945 war das Prinzip der Schutzhaft (heute: Sicherheitsverwahrung) erst einmal aus der Mode, dafür verbot die SPD sicherheitshalber den Engtanz unter Männern. *Der Weg*, laut eingangs zitiertem Manfred Herzer die einzige Zeitschrift, die sich „in dieser Zeit der Razzien, Verbote und Behinderungen noch halten konnte", fragte 1966 unterm Titel „SPD paß auf!": „Und warum wird im SPD-regierten Hamburg das Tanzen in homosexuellen Lokalen nicht wieder erlaubt? Weil der zuständige Helmut Schmidt ('Schnauze') es so nicht will. Und warum finden in Berlin laufend Razzien in Homosexuellenlokalen statt? Weil der zuständige Polizeisenator (von der SPD – *Gigi*) eine übertriebene Abneigung gegenüber den Betroffenen hegt. Manchmal fragt man sich wirklich, ob die SPD es so ehrlich mit dem Homosexuellen meint, wie sie immer vorgibt" – vor allem angesichts eines schwulen Ersten Bürgermeisters Ole von Beust von der CDU.

Dirk Ruder

Gottfried Lorenz/Bernhard Rosenkranz: Hamburg auf anderen Wegen – Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. Lambda Verlag, Hamburg 2005, 384 Seiten, 29,80 Euro



Klaus Mann

Widmung wie versprochen

Eine andere, differenzierte Perspektive auf einen in der Schwulenszene gewiß zu Recht verehrten Literaten und Kämpfer gegen die Nationalsozialisten hatte sich Stefan Broniowski in der vorhergehenden *Gigi*-Ausgabe anläßlich des 100. Geburtstags von Klaus Mann erlaubt. Lange war Schweigen, bis am 1. Dezember 2006 eine Email eintraf, die der Absender in Kopie zugleich langjährigen Förderabonnenten, kostenlosen Mitlesern und Vertriebsstellen unseres Magazins zur Kenntnis gab:

„Was für ein brotdummer und selbstgerechter Artikel! Aber immerhin spricht dieses von keinerlei Sachkenntnis getrübte Elaborat Bände über das intellektuelle Niveau des Verfassers, das meilenweit unter dem des von ihm vergeblich denunzierten Klaus Mann liegt. Insofern lohnt es sich garnicht (sic!), sich darüber zu ärgern ...

Was sich allerdings auf jeden Fall lohnt, ist die Entscheidung, auf die Lektüre der 'Gigi' (nomen ist hier wirklich omen) ein für alle Mal zu verzichten! Dann erspart man sich z.B. auch die als Nachruf auf Andreas Meyer-Hanno getarnte Selbstbeweihräucherung Eike Stelenfelds, upps, ich meine natürlich: Stedefeldts. Der hat das arme Hannchen offensichtlich noch auf dem Sterbebett damit traktiert, dass er alles besser weiss und kann. Peinlich!"

So schrieb's der Stefan M. Weber und gab, wohl als Ausweis seiner Trübung mit Sachkenntnis, unnötigerweise seine Adresse an: die ehemalige des Berliner schwulen Buchladens Prinz Eisenherz.

Für diese „wirklich spannende und inhaltlich fundierte Reaktion" dankte aus der *Gigi*-Redaktion Eike Stedefeldt, weil sie sich als „höchst passend zur kommenden", also der vorliegenden *Gigi*-Ausgabe erwies, und zwar deshalb:

„Schwule treiben nun also auch kalauernd Scherze mit dem Stelenfeld? In *Gigi* wird derlei gnadenlos veröffentlicht, da kennt *Gigi* bekanntlich nix, dieses Kleinod widmet *Gigi* doch glatt dem Holocaust-Gedenktag am 27. Januar 2007.

Im übrigen: Stedefeldt wußte und konnte keineswegs alles besser als Hannchen, nur manches. Aber wer wollte schon Maß verlangen von jemandem, der eine angebliche Denunziation in dieser Weise denunziatorisch beklagt? Das nur, weil hier der Begriff der Brotdummheit eingeführt worden ist. In diesem Sinne guten Appetit!"

Schutzhaft für Klappensex

Vermutlich erstmals in der europäischen Rechtsgeschichte seit 1945 hat ein Schweizer Gericht nach sexueller Anmache auf einer öffentlichen Toilette einen Mann zu „Sicherheitsverwahrung" verurteilt. Er wird bis ans Lebensende in einer psychiatrischen Anstalt „weggesperrt". Die zudem verhängte Gefängnishaft von 20 Monaten wird „wegen Rückfallgefahr zugunsten einer Verwahrung aufgeschoben", meldete *amsz.online.ch* am 3. Dezember aus dem schweizerischen Yverdon. Nach Empfehlung des psychiatrischen Gutachters hatte die Staatsanwaltschaft einen entsprechenden Strafantrag gestellt. Der Mann habe laut Darstellung von *sz.online.ch* im Oktober 2005 „einen 15-jährigen Burschen in eine öffentliche Toilette gelockt" (! – *Gigi*). Dort habe bereits ein weiterer Mann gewartet und den Jungen „befingert", so das Portal. Der „Komplize" (!) wurde vom Gericht in Yverdon-les-Bains zu zwölf Monaten Gefängnis auf Bewährung verurteilt. Ob es bei der Tat überhaupt zu freiwilligen oder erzwungenen sexuellen Handlung kam, läßt der Bericht offen. Entscheidend für die Verurteilung waren offenbar ausschließlich Vorstrafen des Haupttäters als „rückfälliger Kinderschänder". Der Mann „neige" schon seit mehr als 30 Jahren „zur Pädophilie" (!), zitiert der Bericht den Richterspruch.

Die „Sicherheitsverwahrung" gilt wegen der Orientierung aufs Täterprinzip als autoritäre Maßnahme und wurde im NS-Staat gegen homosexuelle „Sittenverderber" und „Jugendverführer" verhängt. In der EU gelten seit 2003 junge Menschen bis 18 juristisch als „Kind" (vgl. „Hysterie repeating" in *Gigi* Nr. 15, September/Oktober 2001).

Coole Geschichten

MANNdat e.V. heißt eine bundesweit tätige „Geschlechterpolitische Initiative" (Sitz: Senefelderstraße 71B, 70176 Stuttgart, Tel. 06233-2390043, Fax: 06233-2390042), deren Ziel es ist, „Benachteiligungen von Jungen und Männern bekannt zu machen und zu beseitigen". Der Verein bietet auf seiner Website laut Selbstdarstellung „umfassendes Informationsmaterial und detailliertes Hintergrundwissen zu jungen- und männerpolitischen Themen wie Jungenarbeit, Jungenförderung, 'Väter und Beruf' oder Männergesundheit."

Aktuell fördert er zum Beispiel das Jungenleseprojekt „Coole Geschichten – Was für Jungs" des Vereins ax-o, Initiator des jährlichen „Boys-Days" in Aachen. Dies sollen speziell Jungen zum Lesen animieren, um so ihre Lesekompetenz zu erhöhen (vgl. dazu „Lesen ist schwul" in *Gigi* Nr. 46, Seite 36/37). Wobei interessant ist, daß hierbei Jungen in Kindertagesstätten oder Grundschulen anderen Kindern vorlesen. MANNdat finanziert 25 der Vorlesestunden und stellt dazu seine „Jungenleseliste" zur Verfügung. Diese wird ständig aktualisiert durch ein Team, das aus Lektor, Pädagoge, Sozialpädagoge, Soziologe, Buchautor und motivierten Vätern und Müttern von Jungen besteht. Im Dezember kamen nicht nur neue Büchertips hinzu, sondern auch Hinweise für Eltern zur Steigerung der Lesemotivation von Jungen sowie begleitendes Unterrichtsmaterial.

Die Jungenleseliste ist unter *www.manndat.de* (siehe Stichwort „Jungen lesen") sowie direkt unter *www.manndat.de/index.php?id=236* abrufbar.

Falsche Tür (1)

Über einen interessanten Toilettenstreit berichtet *Wiener zeitung online* am 6. November aus Italien:

„Im Parlament in Rom wird seit Tagen heftig darüber gestritten, welche Toilette Transsexuelle benutzen sollen. Die als Mann geborene 40jährige Abgeordnete und frühere Drag-Queen Vladimir Luxuria berichtete, die Abgeordnete Elisabetta Gardini von der rechtsgerichteten Forza Italia habe sie aus der Damentoilette des Parlaments gewiesen. Die für die linksgerichtete Regierungsallianz im Parlament sitzende Luxuria, die sich keiner Geschlechtsumwandlung unterzogen hat, trägt Damenkleider und will als Frau angesprochen werden." Guten Rat weiß da der Gewerkschaftsverband CGIL. Er fordert Unisex-Toiletten am Arbeitsplatz, „um die Diskriminierung von Transsexuellen zu vermeiden". CGIL-Sprecherin Maria Gigliola Toniollo erklärte, die Gewerkschaft verlange an Arbeitsplätzen „größere Toiletten, die von allen Arbeitnehmern, Männern, Frauen, Müttern mit Kindern und Behinderten, benützt werden können".

Vladimir Luxuria

Falsche Tür (2)

Unter „VelsPol-Party im Januar; SEK-Razzia in Berlin; Ruhegehalt Verpartnerter vor dem EuGH" versandte die nordrhein-westfälische „Vereinigung lesbischer und schwuler Polizeibediensteter" (VelsPol) am 6. Dezember folgende Erklärung:

„Am Abend des 17. November stürmte ein Sondereinsatzkommando (SEK) der Berliner Polizei den Sexshop 'City Men Shop' in der Schöneberger Fuggerstraße. Erst nachdem die völlig überraschten Anwesenden von den Spezialbeamten mit Kabelbinder 'gesichert' worden waren, klärte sich die Situation: Der Einsatz galt dem benachbarten Heterobordell, man habe sich 'in der Tür geirrt'. Betroffenen zufolge, die sich nach dem Vorfall bei MANEO (dem Berliner Überfalltelefon – *Gigi*) meldeten, haben an jenem Freitagabend etwa ein Dutzend maskierte SEK-Beamte das Souterrain der Fuggerstraße 26 gestürmt, in dem sich seit 1989 eines der ältesten schwulen Pornokinos der Hauptstadt befindet. Die anwesenden Gäste seien unter 'Auf den Boden!'-Rufen gewaltsam zu Boden gestoßen und kommentarlos mit Kabelbinder und Handschellen gefesselt worden. Dies berichteten Betroffene gegenüber MANEO" – woraus man schließen muß, daß VelsPol nicht mal eigene Erkenntnisse über die von ihren (heterosexuellen?) Berliner Kollegen veranstaltete Razzia-Party haben. Weiter heißt es bei VelsPol unter Berufung auf MANEO: „Besucher im Darkroom-Bereich seien von den Spezialbeamten 'unverhältnismäßig gewaltsam' aus den Kabinen geholt worden, nach dem fast alle (! – *Gigi*) Türen eingetreten worden waren. Eine Erklärung für den Einsatz erhielten die Betroffenen während des Vorgangs nicht."

Wer nun auf eine verbale Verurteilung der Aktion durch VelPol hofft, wartet vergebens. Nicht einmal *bewerten* mögen die Homobullen den brutalen Übergriff. Und im nächsten „Anti-Gewalt-Report" von MANEO dürfte der von Innensenator Erhart Körting (SPD) zu verantwortende Einsatz wohl wieder nur als Fußnote auftauchen – MANEO wird vom rot-roten Senat finanziert.

Scharf kommentiert indes die *junge Welt* vom 22. November 2006 die Entschuldigung der Polizei, das SEK habe sich bei der beabsichtigten Drogenrazzia in der Tür geirrt: „Können Polizisten einen Puff nicht von einem schwulen Sexshop unterscheiden? Zumal der mit mehreren Regenbogenfahnen deutlich als solcher ausgewiesen ist", so *jW*-Autor Markus Bernhardt.

Vgl. den Offenen Brief Gottfried Ensslins an den Berliner Polizeipräsidenten auf Seite 25 in diesem Heft.

Operation Iraqi Freedom

„Irak: Lesben und Schwule in Todesgefahr" meldete die in Bern beheimatete Schweizer Schwulenorganisation PINK CROSS Anfang Dezember in ihrem Pressedienst. In der Nachricht heißt es:

„Lesben und Schwule im Irak sind zurzeit im höchsten Grade gefährdet. Ihnen drohen Gewalt, Entführung und Tod durch Polizei und fundamentalistische Milizen. Aktuell vermeldet die Stiftung AL FATIHA die Entführung von zehn schwulen Männern. Es wird befürchtet, daß sie alle umgebracht worden sind.

Gemäß dem AL-FATIHA-Newsletter vom Donnerstag (7. Dezember) wurden die fünf Aktivisten für lesbischwule Rechte, Amjad (27), Rafid (29), Hassan (24), Ayman (19) und Ali (21), während eines Treffens in Bagdad von der Polizei überrumpelt. Laut Ali Hiwi, einem irakischen Aktivisten in Großbritannien, hatte die Gruppe in den letzten Monaten verschiedene Hinrichtungen von Lesben und Schwulen dokumentiert und bedrohten Lesben und Schwulen sichere Unterkünfte organisiert. Nur Tage später wurde Heidar Kamel, 35jähriger Besitzer eines renommierten Kleidergeschäftes, von Angehörigen der Mahdi Armee entführt, einer fundamentalistischen islamischen Miliz. Gemäß AL FATIHA hatte er zuvor über Monate homosexuelle Männer, die sich vor Todesschwadronen versteckten, finanziell unterstützt. Weiter berichtet AL FATIHA von vier Angestellten eines gayfriendly Coiffeursalons, von denen seit der Festnahme durch die Polizei ebenfalls jede Spur fehlt." Dies seien laut AL FATIHA „nur die jüngsten Beispiele einer langen Serie von Übergriffen durch fundamentalistische Milizen und durch die Polizei auf Lesben und Schwule im Irak".

PINK CROSS weist darauf hin, daß die britische Aktionsgruppe OUTRAGE (PO Box 17816, London, SW 14 OWT) unter dem Stichwort „For Iraqi LGBT" finanzielle Hilfe für das Netzwerk der irakischen lesbischwulen AktivistInnen sammelt.

Fotos: Rowohlt; Rifondazione Communista

Soko Wurstfabrik & mystischer Quark

Im Bemühen, das Thema zur versachlichen, hatten die Veranstalter akademisch formuliert: „Therapiekonzepte für Pädosexuelle“ und im Untertitel gefragt „Pädophilie – Krankheit oder sexuelle Orientierung?“ So schien es zunächst, als sollte jene in Mainz am 11. November die unpolitischste in einer langen Reihe von Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität (AHS) werden. Informiert hatte man im Vorfeld nur ausgesuchte Adressen, Institute und Therapieeinrichtungen – und bekam außer einer wohlfeilen Interessensbekundung nichts zu hören und niemanden zu sehen. Wider Erwarten wurde es eine sehr intime Veranstaltung, kaum mehr als 30 Zuhörer kamen ins Mainzer IBIS-Hotel. Dabei war DENIS HEYN

Die Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität (AHS) hat mir vor Augen geführt, wie Rassismus funktioniert. Mit dem Wissen, dort auf Pädophile zu treffen, gerieten mir meine ersten Kontakte zur Musterung. Wo sich ein Verdacht erhärtete, konnten Gesicht, Mimik und Gestik eines Menschen zur Schablone erstarren, so wie das Wissen um die abnorme, zur Kriminalität neigende Konstitution jedes menschliche Portrait im Auge des Betrachters zum Polizeifoto macht: Waren nicht jenes kalte Lächeln, jener spöttische Augenaufschlag, jener unscheinbare Zug um die Lippen schon immer untrügliche Zeichen einer Verbrecherexistenz, die nach grober Schwarz-Weiß-Rasterung und dem Balken im Gesicht geradezu schreit? Ich hatte mich ertappt. Nirgendwo findet heute die „kriminalwissenschaftliche Erzeugung des Bösen“, der Peter Strasser eine beeindruckende Studie gewidmet hat, ein so dankbares Objekt wie in der Figur des Pädophilen.

Der überwachte Vorstand

Als ich zur AHS kam, war das Renommee der sexualpolitischen Vereinigung schon arg ramponiert: Schuld waren selbstverständlich die, deren Selbsthilfegruppen die AHS zehn Jahre lang „beherbergt“ hatte. Die gute Nachricht für alle, die die Schuldfrage im Sinne des vorstehenden Satzes geklärt haben wollen: Damit ist es vorbei. Bereits auf der Jahreshauptversammlung im November 2004 hatte die AHS die Auflösung ihrer Fachgruppe Pädophilie und damit die Distanzierung von der autonom agierenden AG Pädo als Dach aller Selbsthilfeaktivitäten beschlossen. „Offensichtlich“, so der Vorsitzende Claus Gradenwitz, „war die Fachwelt gut unterrichtet, wann immer es galt, das ‘Humankapital’ der AHS für Dunkelfeldstudien auszubeuten. Alle großen Pädophilie-Studien begannen mit Anfragen bei der AHS – und wir vermittelten.“ Auch das Pschyrembel Wörterbuch der Sexualität (2003) weiß: „Pädophilie: [...] Beratung u. Unterstützung bieten eine Reihe von Selbsthilfegruppen“. Woher die Autoren das wissen? Fehlanzeige beim Blick ins NAKOS-Verzeichnis. Zu den von der Fachwelt allenthalben hofierten Selbsthilfegruppen konnte in Sachen Pädophilie allein die AHS einen Weg weisen. Positive Erwähnung fand der Verein selten.

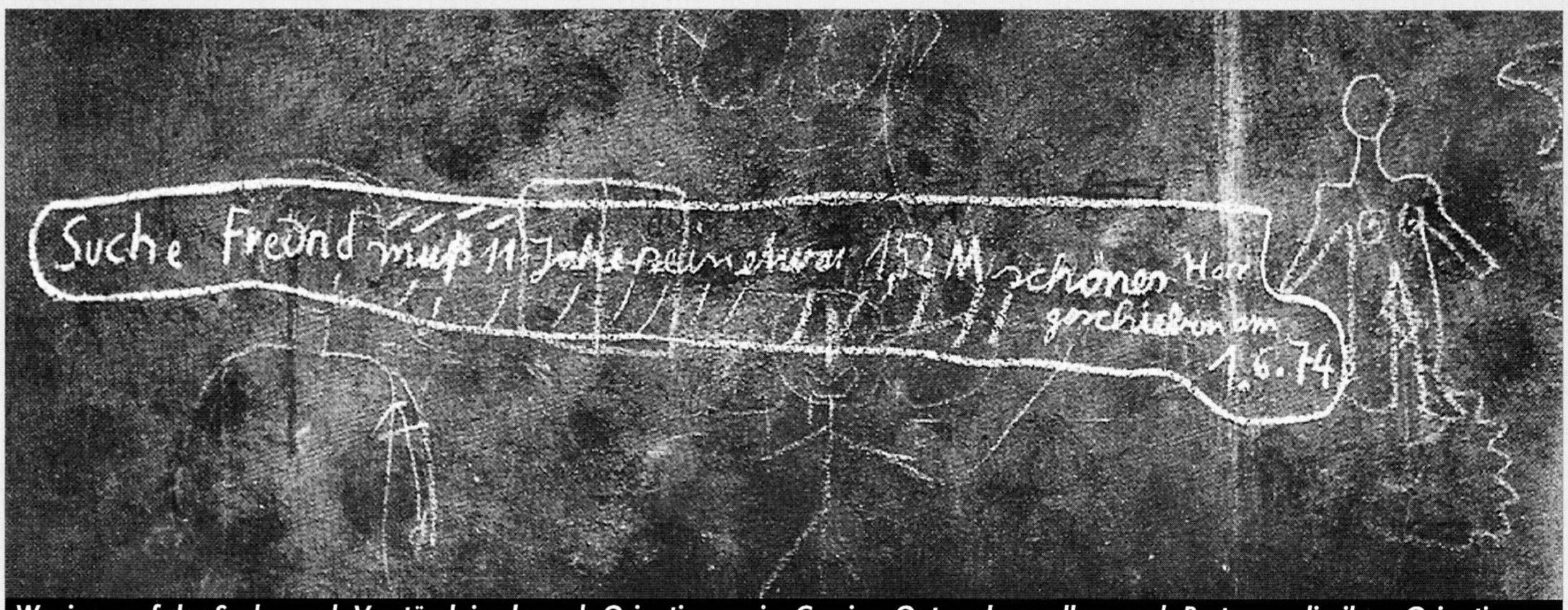
Denn die AHS kommt ausschließlich negativ ins Gerede. Nicht daß irgendwer dahinter ein System vermutete. Der vereinsinterne Rundbrief informierte unlängst über das jüngste Gerücht: Die Geschäftsstelle der AHS vermittle Minderjährige für Sexkontakte, betreibe zu diesem Zweck einen Bauernhof in Polen, auf dem die Kinder „vorgehalten“ würden, und lasse solche, die beim Mißbrauch zu Schaden kommen, in einer Wurstfabrik in Rußland entsorgen – protokollierte Aussagen eines ehemaligen Teilnehmers der Pädo-Selbsthilfegruppe Rhein-Ruhr, die aufwendige Ermittlungen nebst Telekomunikationsüberwachung gegen den Vorstand und einzelne Mitglieder der AHS auslösten. Die „Soko Wurstfabrik“ hat ihre Ermittlungen zwar längst wieder eingestellt, aber der Fall ist symptomatisch: Wenig verwunderlich ist, daß dergleichen Splatterphantasien bei der Polizei bereitwillige Aufnahme finden. Daß, wie die Akten ebenfalls vermerken, ein psychiatrischer Gutachter dem Beschuldiger Glaubwürdigkeit bescheinigt, mag schon eher verwundern. Besonders interessant ist die Herkunft der Anzeige: ein rheinländisches Gefängnis. Die Horrorstory ist dem Hirn eines Mannes entsprungen, der nach §176 verurteilt worden war und bereits mindestens ein lang Jahr gesessen hatte, was ihn zwangsläufig in sozialtherapeutische Behandlung geführt haben mußte. Es stellt sich die Frage, was mit dem Mann dort angestellt worden ist – und das wiederum könnte die AHS auf ihr diesjähriges Tagungsthema gebracht haben. Vielleicht war aber auch erst mit der nominellen Trennung vom Dach der Pädo-Gruppen der Weg frei geworden, Pädophilie zum Gegenstand einer AHS-Fachtagung zu machen. Ein Teil der Basis forderte das seit langem.

Vorab informierte das Vortrags-Handout: Der Anfrage der AHS an das Team des „Präventions-Projekts Dunkelfeld“ der Berliner Charité konnte von diesem aus terminlichen Gründen nicht zugesagt werden. Statt dessen lieferten die Berliner einen Stoß Schaubilder, die unter anderem darüber aufklären, daß die Charité Hilfe und Versorgung für Menschen mit „sexuellen Präferenz- und Verhaltensstörungen“ leiste, deretwegen die Betroffenen „nirgends sonst (!) Hilfe erhalten“. Angekündigt war und dann abgesagt hatte auch Horst Vogt (Autor der aktuellen „Studie zur gesellschaftlichen und psychischen Situation pädophiler Männer“), und dieser Umstand gab Anlaß zu Spekulationen. Vogt, der sich durch private Verpflichtungen entschuldigen ließ, hatte vor zwei Jahren mit seiner Dunkelfeldforschung begonnen

und war AHS-Mitglied geworden. Inzwischen ist er dort wieder ausgetreten und hat eine Anstellung als interner Therapeut einer Brandenburger Justizvollzugsanstalt gefunden. Da jede Sozialtherapeutische Anstalt – wie es die Charité unaufgefordert tut – justiziell verordnete „Rückfall"-Prävention betreibt, das Hauptaugenmerk der Vogt-Studie aber auf Salutogenese, also Gesunderhaltung liegt, spricht einiges für den Gewissenskonflikt, der von einigen Tagungsteilnehmern als eigentlicher Grund für Vogts Fernbleiben vermutet wurde.

Von solchen Konflikten unbelastet konnte Kurt Seikowski, der Betreuer der Diplomarbeit Horst Vogts, der Einladung der AHS folgen. Sein Vortrag handelte von der „Gesprächspsychotherapie nach Rogers in ihrer Anwendung zur Betreuung Pädophiler". Seikowski, namhafter Buch-Autor („Die Sexualität des Mannes") und Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Sexualwissenschaft (GSW) e.V., schloß als Gutachter und freier Therapeut Bekanntschaft mit etlichen Pädos. Mochte seine textlastige Powerpoint-Präsentation den ungeschulten Zuhörer ermüden, so wirkte der Redner selbst in seinen freien Ausführungen wie das personifizierte Abbild des humanistischen Dreiklangs seiner Therapieschule: Echtheit – Empathie – bedingungslose Wertschätzung. Es sei im übrigen nicht erforderlich, die Therapieindikation „Pädophilie" an die Krankenkassen weiterzugeben, es gebe da unverfänglichere Codes. Er rede nicht von Patienten, sondern von Klienten. Es gebe auch keine externen, schon gar keine nur vordergründig generalpräventiven Zielvorgaben. Und keine Entschuldigung für die Verletzung zeitgemäß-humanistischer Wertestandards: Auch Pädophilen müsse der Therapeut Autonomie, Identität, Erfahrungsoffenheit und Beziehungsfähigkeit zugestehen oder sichern helfen. Der Schlüsselbegriff „Kongruenz" markiere dabei die Therapeut-Klient-Beziehung ebenso, wie er ein „Zusammenstimmen" von individuellem Erleben und Selbstkonzept meine. Fazit: Es gibt keine „Heilung von der Pädophilie", Betroffene müssen individuelle Wege finden, mit sich und ihrer Veranlagung in der Gesellschaft zurechtzukommen. Zwar attackierte Seikowski eher beiläufig psychoanalytische und „beyerische" Versuchsanordnungen, aber eine explizite Gegenposition zu anderen pädo-therapeutischen Unternehmungen war ihm auf offener Bühne nicht abzutrotzen. Der noblen Zurückhaltung des Redners, jede Typisierung des „gemeinen Pädophilen" zu unterlassen, entsprach die nur unscharfe Grenzziehung innerhalb des Arsenals therapeutisch zulässiger Mittel: Was unterscheidet Psychotherapie von therapeutischer Zwangsbehandlung und kann nicht sogar die „harmlose" Gesprächspsychotherapie Gefahr laufen, Gehirnwäsche zu werden?

Siggi Kirch, Verfasserin des Buches „Der pädophile Patient in der psychoanalytisch orientierten Hypnosepraxis", betreibt eine heiltherapeutische Praxis im Schloß Bodelschwingh zu Dortmund. Sie leitete ihren Vortrag mit einer Entschuldigung ein: Ihr verstorbener Bruder sei pädophil gewesen, das habe sie aufs Thema gebracht. Zudem gebe es kaum kompetente Hilfe, die berüchtigte „Lücke im Versorgungssegment", die auch die Charité beklagt. Frau Kirch erklärte dem Laienpublikum zunächst ihr therapeutisches Instrument. Hypnose sei von manipulativer Showhypnose und – selbstredend – Narkose abzugrenzen und würde sehr erfolgreich etwa bei der Zahnbehandlung eingesetzt. Hypnose beschreibe einen Bewußtseinszustand höchster und zugleich eingengter Konzentration, wobei die gesamte Aufmerksamkeit des Patienten auf einen bestimmten Zeit-, Problem-, Körperbereich fokussiert wird. Dieses fokussierende, empfindsame und dabei aufnahmefähige Bewußtsein sei dem kindlich/frühkindlichen vergleichbar. Womit sie sich und der Versammlung das Stichwort lieferte, das fragwürdige Gravitationszentrum der Debatte um Pädophilie: Kind. Denn nach Kirchs, in pychoanalytischen Untiefen fischendem Verständnis, könne der Kontakt mit dem „inneren Kind" die spezifischen Problemlagen erhellen, die zu pädophiler Neigung und Verhaltensbereitschaft geführt haben. In Kirchs Vortrag lief dann einiges verquer. Etwa, als sie, Bornemann zitierend, behauptete, der Pädophile sei typischerweise besonders einfühlsam und werde darum von den geliebten Kindern gemocht, und andererseits dieses empathische Vermögen als, auf das innere Kind bezogen, narzißtisch verstellt disqualifizierte. Der Pädo begegne dem Kind auf kindlicher Ebene.



Weniger auf der Suche nach Verständnis als nach Orientierung im Coming-Out und vor allem nach Partnern, die ihrer Orientierung gemäß sind, befinden sich die Jungenliebenden in und außerhalb der autonom agierenden AG Pädo.

In diesem Moment fiel mir zum ersten Mal der hagere alte Mann auf, der in die staunende Stille des Auditoriums platzte: Er finde es ungeheuerlich, welch phantastischer Schwachsinn hier verbreitet werde – und keiner lache. Er sei ein Mann und bleibe es auch, wenn er einem Jungen begegne, der ihm gefalle. Außerdem gebe es genug kompetente Therapeuten, sie müßten nur über Drangzustände bei sexuellen Entbehrungen und Beziehungsprobleme etwas wissen, der Rest sei Abstraktion. Sekundiert wurde ihm von einem anderen, der meinte, es sei überhaupt nicht einfach, mit einem Jungen „zu Potte" zu kommen; das Gerede von Seelenverwandtschaft sei mystischer Quark, eine wohlmeinende Rationalisierung der an sich unheimlichen Pädo-Kind-Beziehung.

Foto entnommen aus: „Ich und du & du und ich. Jutta Resch-Treuwerth beantwortet Fragen von Mädchen und Jungen über Freundschaft, Liebe, Sexualität". Verlag Junge Welt Berlin, 1990.

Tatsächlich erhellte Kirchs Vortrag nichts über die Wirksamkeit ihrer Methode in Anwendung auf Pädophile, und über die früher oft behauptete tiefenanalytische „Auflösung des Symptoms Pädophilie" schwieg sich die Rednerin wohlweislich aus. Unschärfe auch hier. Indessen schien ein Grundkonsens die Szene zu beherrschen: (Sprachliche?) Zurückhaltung bei der Charakterisierung einer sexuellen Neigung, Bevorzugung weicher, nichtinvasiver therapeutischer Methoden, keine Vorverurteilung pädophiler Beziehungen. Merkwürdigerweise war Sex bisher kein Thema. Mit anderen Worten:

Where's the beef?

Mit „Therapieansätze und -ziele aus der Sicht Betroffener" war der letzte Vortrag ausgewiesen. Wer Betroffenheitsgesäusel erwartet hatte, wurde angenehm enttäuscht. Die beiden Referenten – der erwähnte hagere alte Mann und ein junger – stellten sich als „Kerus" und „Wesselin" von der Berliner AG Pädo vor. Wie sich erweisen sollte, war hier Erfahrungswissen gepaart mit analytischem Vermögen. In Abwandlung des prospektierten Vergleichs zwischen Coming-out und institutionalisierter (!) Therapie sprachen beide, sparsam mit Schaubildern unterlegt, ausschließlich übers pädosexuelle Coming-out. Anhand einiger Zitate wurde zunächst der fachliche Diskussionsstand umrissen: So sei die längst überfällige Streichung der Paraphilien aus dem DSM-Verzeichnis allein aus opportunistischen Gründen nicht erfolgt, weil militante Konservative über die drohende „Normalisierung der Pädophilie" menetekelten. Pädophilie sei ein Problem gesellschaftlicher Wahrnehmung, institutioneller Delegation und nicht zuletzt systematischen wissenschaftlichen (Des-)Interesses: „Wir befinden uns unter klinischer Hegemonie – einzig aufgrund einer merkwürdigen Stille, die das Thema in den Sozialwissenschaften umgibt", wurde D. F. Janssen zitiert. Überhaupt machte den Charme des Vortrags der beiden aus, daß sie mit lokkerer Geste Selbstverständlich- und Begrifflichkeiten in Frage stellen und sich nicht von Bekenntnisritualen beirren ließen: Vergessen Sie alles, was sie über Pädophilie zu wissen meinen. Fundiert läßt sich einiges sagen über Kontakte und Beziehungen zwischen Männern und (prä-)pubertären Jungen, denn die Berliner Selbsthilfegruppe, die „Kerus" 20 Jahre lang besucht hatte, bestand fast ausschließlich aus Jungenliebenden. Leitend bei allen institutionellen Pädo-Therapien sei die Abstinenzformel – deutlicher: zölibatäre Abstinenz –, wodurch sich eine Parallelisierung mit der Suchttherapie erledige. Merkten die Mediziner und Psychologen, wenn sie gleichzeitig Pädophilie als nichtänderbare Orientierung konstruieren, eigentlich ihre Anmaßung? Es gebe kein säkularisiertes, sexualwissenschaftliches Konzept zur „Herstellung" eines real asexuellen Mannes, man müsse sich schon bei katholischen Geistlichen umschauen, dort gebe es eine fast 2000jährige Tradition. Das sei kein polemisches Argument. (Wie mir „Wesselin" später mitteilte, habe man dem AHS-Vorstand ernsthaft vorgeschlagen, einen Kirchenvertreter einzuladen.) Denn was man herzustellen in der Lage sei, seien, sexualwissenschaftlich betrachtet, therapiebedürftige Störungen und Irrwege: Störungen der Appetenz und „Ersatzpartnerschaften". Und mit Ersatzpartnerschaften, mit Beziehungs- und Sexabstinenz Pädophiler sowie mit einer fehlgehenden Sublimation in pädagogischen Berufen hat die AG Pädo Erfahrungen zuhauf. Mit gelungenen pädophilen Beziehungen allerdings auch. „Wesselin" und „Kerus" schlugen einen weiten Bogen – von der Studie Horst Vogts, die die hohe gesundheitliche Belastung Pädosexueller und zugleich die Bedeutsamkeit eines positiven sexuellen Selbstkonzepts nachweisen konnte, zu den drei Eckpfeilern des Coming-outs bis hin zu einer denkbaren gesellschaftlichen Integration von Pädo-Beziehungen. Zu den Eckpfeilern gehörten die sich mit der Zeit durchgesetzt habenden Erkenntnisse, daß „Pädo" eine feststehende Orientierung ist, daß sie zudem als *Sexualform* selbstbewußt und „ich-stimmig" entfaltet und gestaltet werden kann und daß sie schließlich ein reales „Libido-Objekt" hat, das die Beziehung „schadensfrei" leben und mitentwickeln kann. Bis auf den letzten Punkt, die mit der großen Metastudie von Rind et al. unterlegte Behauptung einer zu 2/3 schadensfreien sexuellen Realität aller (!) sogenannten Mißbrauchshandlungen, seien diese „Eckpfeiler" wissenschaftliches Gemeingut geworden. Gegen Ende wurden die Ausführungen von „Kerus" und „Wesselin" etwas abstrakt und utopisch: „Pädo" – oder welche Bezeichnung man dem Kind immer geben mag – konstituiere ein mögliches viertes Sozialisationsfeld neben Schule beziehungsweise pädagogisch gerahmten Feldern, Familie und Gleichaltrigenbeziehungen. Mit den letzteren teilten Pädo-Beziehungen den „Peer"-

Kongruenz ist das Therapieziel

Den Sexualwissenschaftler Kurt Seikowski befragte am Rande der Mainzer Tagung der Arbeitsgemeinschaft Humane Sexualität (AHS) Denis Heyn

Herr Dr. Seikowski, was hat Sie bewogen, der Einladung der AHS zu folgen?
Ich bin der Einladung gefolgt, weil ich glaube, mich mit dem Thema Pädophilie sachlich auszukennen und weil ich auch schon seit Jahren mit Betroffenen zu tun habe, die eine Therapievariante versuchen wollen.

1999 waren Sie Hauptredner der GSW-Tagung „Psychosoziale Aspekte der Pädophilie". Diese Veranstaltung hatte direkten Bezug zu einer Mitte der 80er Jahre in der DDR abgehaltenen Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Psychosoziale Aspekte der Homosexualität". Bei Homosexualität gab es neben einem fachlichen – der Abkehr vom Krankheitsparadigma – auch einen politischen Aspekt: Entpönalisierung. Bei Pädosexualität scheint beides in weite Fernen gerückt.
Ich bin Sexualwissenschaftler und Sexualtherapeut. In dieser Funktion wird man immer wieder auch mit dem Thema der Pädophilie konfrontiert, so daß ich es als meine Pflicht ansehe, mich auch dieser Thematik zu stellen. Ich versuche das immer so neutral wie möglich, und steter Tropfen höhlt den Stein. Es wird zwar noch einige Jahre dauern, aber ich denke, daß man in einigen Jahren sachlicher sich mit diesem Thema beschäftigen kann und akzeptieren wird, daß es Pädophilie eben gibt und daß das nicht unbedingt etwas mit Kriminalität zu tun hat. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt läuft jedoch eine extrem subjektiv gefärbte Hetzkampagne gegen alles, was mit Pädophilie zu tun hat. Auch diese Phase wird vorübergehen. Immerhin werden jetzt Bücher zur Thematik gedruckt – wie zum Beispiel zuletzt das von Herrn Horst Vogt, der klar belegen konnte, daß es sich bei der Pädophilie nicht um eine psychische Krankheit handelt.

„Begriffe ohne Anschauung sind leer", sagt Kant. Haben wir es bei Pädophilie/Pädosexualität nicht schon mit einem begrifflichen Problem zu tun? Angefangen damit, daß „pädo-" das Geschlecht ignoriert und es keinen logischen Widerpart zur pädosexuellen Orientierung gibt?
Das ist richtig, man sollte sich nur mit Dingen beschäftigen, die man nicht nur aus Lehrbüchern kennt.

Aber „Pädophilie" ist ein 100 Jahre altes Konstrukt. Im Sinn des Erfinders war, Absonderlichkeiten zu erfassen; das normale Liebesleben spielte keine Rolle. An der Klassifizierung hat sich kaum etwas geändert, hinzu kam aber – mit Freud – eine Theorie des „Normalen". Nach dieser Theorie „geht" Pädophilie gar nicht. Ein Sozialwissenschaftler zeigt auf, das Pädo-Beziehungen Realität sind. Und mehr als ein Sexualwissenschaftler sagt: Umso schlimmer für die Realität.
Haben Sie einen besseren Begriff? Nennen Sie mir einen. Bei einer anderen Klientel von mir ist das der Fall: die Transsexuellen nennen sich selbst Transidente. Aber Sie haben recht: es interessiert die begutachtenden Experten oft überhaupt nicht. Und die Distanzierung von getroffenen Lehrmeinungen fällt vielen Klinikern schwer. Ich benutze den Begriff Pädosexualität, weil darin auch eine Entsprechung zum Ausdruck kommt. In vielen Fällen

„Der Mann sieht aus wie der klavierspielende Hund aus der Muppetshow, war aber auch äußerst sympathisch", meinte der bloggende Transmann Lukas über seinen Gutachter. Ein Herz für Transen und Pädos hat Dr. Kurt Seikowski, Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Sexualwissenschaft e.V.

Begriff, der in seinem Ursprung Gleichrangigkeit und nicht Altersgleichheit bedeute. Pädos sind aber nicht Teil der Gruppengesellungsform. Ihre Beziehung zum Jungen sei exklusiv. Ein hochinteressantes Schaubild markierte für die jeweiligen Felder Beziehungsformen, -basis, Sozialisationsmodus und -agent.

In der anschließenden Diskussion wurde das Referat als Extremposition bewertet. Man könne das, wie wertvoll und stichhaltig es auch immer sei, nicht als AHS-Papier veröffentlichen, weil im Schaubild „Pädo" als Intimbeziehungsform deklariert sei. Nein, meinte „Wesselin", er bestehe darauf, daß diese Ideen seine seien, das könne bestenfalls eine Position *innerhalb* der AHS sein. Immerhin hat diese noch das Potential, nonkonforme Standpunkte in ihren Reihen zu auszuhalten. Ob man das nun „Humankapital" nennen sollte?

Die formatierte Wahrnehmung

Abends lief ich mit „Wesselin" durch die Mainzer City. Die gesamte Innenstadt eine einzige Konsumvitrine, die Anschauungsunterricht bietet für verpaßte Gelegenheiten. Eine Gruppe Jugendlicher als Peer-Formation. Ein katholischer Monsignore mit lila Gürtel. Mann mit Junge. „Was glauben Sie, ist das?" Vater und Sohn? „Und wenn ich der Erwachsene wäre?" So form(at)iert unsere Gesellschaft Wahrnehmungen. Und da wir von Politik redeten, fragte ich ihn, ob er Florian Mildenbergers „Beispiel: Peter Schult" gelesen hat und was er davon halte. Das sei spannend, es habe so eine dramatische Struktur: Peter Schult und Alice Schwarzer als die großen Opponenten innerhalb der Emanzipationsbewegung, ein schöner Entwurf und ein wichtiges Buch. Welche Hoffnungen er für die Zukunft habe? Pädos lebten in „bleierner Zeit", heute. Mildenberger glaubt, im Zuge der früher einsetzenden Reife könne das Schutzalter auf 12 gesenkt werden. Nein, meint „Wesselin", das sogenannte Schutzalter folge nicht biologischen Kriterien, sondern sozialpolitischen Bedürfnissen nach Unmündigkeit, deswegen werde ja gerade erwogen, es auf 18 anzuheben. Wir stehen plötzlich auf dem Domplatz vor dem Gutenberg-Museum. Aus dem Gedächtnis zitiert „Wesselin" einen Satz des verstorbenen Kulturpessimisten Neil Postman. „Und dann, ohne das irgendwer etwas geahnt hätte, brachte ein Goldschmied aus Mainz mit Hilfe einer alten Weinpresse die Kindheit in die Welt." Postman habe einen nostalgisch verklärten Blick auf die Kindheit gehabt, sei aber modern in seiner Erkenntnistheorie, Strukturalist gewesen. Er habe die „Erfindung" der Kindheit mit all ihren Attributen, die Pädobeziehungen undenkbar mache, für die Folge der Einführung neuer Kommunikationsmedien gehalten. Kindheit bröckelt. Das Problem sei die Naturalisierung der Kindheit, das „Kindchenschema", von dem bei der Reflexion über Pädophile immer abstrahiert werde. Pädagogen täten es und Eltern, beide auf ihre Weise. Es sei zwar unwahrscheinlich, aber vielleicht sei das Festhalten am Kindheitsmythos ja ein letztes großes Aufbäumen – eine gewaltige Blase, die plötzlich, „ohne, daß irgend jemand etwas geahnt hätte", platze. In ihrem Kern stehe Pädophilie als großes Rätsel, an dem nicht gerüttelt werden dürfe.

passen sich die Sexualpraktiken Pädophiler dem Niveau des kindlichen Gegenübers an.

An der Charité exponiert sich gerade Prof. Beier mit einem Pädophilie-Projekt. Was kritisieren Sie an der Arbeit des Berliner Teams?
Prinzipiell ist das Projekt der Charite ja vom Ansatz recht gut. Mich hat nur gewundert, daß es in der Presse so groß durchgezogen wurde – und daß es überhaupt in einer Phase der Hysterie möglich war. Skeptisch bin ich aber, weil bei dem Projekt von potentiellen Tätern ausgegangen wird. Warum dieser Täterbegriff? Damit kriminalisiert man doch wieder alle Pädophilen. Und das ist ungerechtfertigt. Dann die Formulierung „Dissexualität" ...

Ein „sich im Sexuellen ausdrückendes Sozialversagen" ...
Das ist sehr einfach: hier die richtige Sexualität, dort die falsche Dissexualität. Außerdem werden die Betroffenen etikettiert. Und von Sozialversagen würde ich generell, auch bei sexuell Aktiven, nicht reden. Es gibt aber vielleicht eine Voreingenommenheit: Als Gutachter für Transidente hatte ich mit Leuten zu tun, die vorher in der Beier-Praxis vorstellig waren. Einige berichten recht drastisch, wie unmenschlich ihnen dort begegnet wurde.

Beier und Ahlers definieren Pädophilie als sexuelle Präferenz für vorpubertäre Kinderkörper. Ist das nicht eine Spielart des Fetischismus?
Ja. Und dann sollte man es da belassen. Das gibt es auch, aber die Definition ist genauso unsinnig wie die Behauptung, das sexuelle Erleben eines heterosexuellen Mannes erschöpfe sich in der Vorliebe für feminine Körperformen. Und spätestens seit Lautmanns Buch kann man wissen, daß es Pädophilen um die Persönlichkeit des Jungen/Mädchens geht.

Sie haben es in Ihrer Praxis mit vielen Einzelschicksalen zu tun, von Mangel an Anschauung kann also keine Rede sein. Wie stellen sich die Pädos dar und was wollen sie von Ihnen?
Das ist sehr unterschiedlich: Es kommen Pädos und wollen ihre Neigung loswerden. Dann erscheinen solche, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind, eine Therapieempfehlung erhalten haben, aber nicht verstehen, warum sie etwas „Böses" getan haben sollen, da sie die Sexualität mit einem Kind als einvernehmlich empfanden. Und es kommen Pädophile mit Therapiepflichtauflagen, die mit mir eigentlich nichts zu tun haben wollen, wobei wir dann jedoch auch in diesem Falle eine Möglichkeit der Kongruenz finden.

Ein Pädo, dessen Erleben und Selbstkonzept – nach dem Verständnis humanistischer Psychologie – „kongruent" sind: ist der denkbar? Auch als Kriminalisierter/Krimineller?
Kongruenz ist das Therapieziel. Wenn ein Pädophiler es als Kongruenz empfindet, für sich sexuelle Kontakte zu Kindern haben zu wollen, dann ist das für ihn in Ordnung. Nur muß er dann auch geltende Gesetze akzeptieren, in denen er als Krimineller eingestuft wird.

Für ihn in Ordnung – für Sie auch?
Es gibt Kinder, die den Sex in Kauf nehmen, weil sie sonst Liebesentzug befürchten. Es gibt gewiß auch Kinder, denen es Spaß macht. Es gibt Kinder, die Gewalt erfahren, das steht außer Frage. Und solche, die ihre frühen sexuellen Erfahrungen, die von der Öffentlichkeit einmütig verdammt werden, erst nachträglich negativ bewerten. Ob ich sexuelle Kontakte zu Kindern in Ordnung finde? Ich weiß es bis heute nicht.

Foto: privat / www.sexualwissenschaft.org

Fahrenheit 184

Im Sommer 2003 überprüfte das Hamburger Wirtschafts- und Ordnungsamt, das zuvor Dieter G. einen Online-Shop mit Büchern zur Pädophilie genehmigt hatte, die von G. verantwortete Website „K13". In deren Literaturliste fand sie das indizierte, nur an Personen über 18 Jahre abzugebende Buch „Loving Boys" von Edward Brongersma. Die Strafanzeige gegen G. mündete in ein Ermittlungsverfahren des LKA wegen der „Verbreitung pornographischer Schriften" gemäß §184 StGB. Obwohl das Buch seit vielen Jahren weder liefer- noch über „K13" bestellbar war, wurde G. am 3. August 2006 vom Amtsgericht Hamburg-Altona verurteilt – die Revisionsverhandlung war am 10. November. Der Freiheit von Kunst, Wissenschaft, Information und Presse widmen wir die Dokumentation des durch den Dritten Strafsenat gefällten Beschlusses des HANSEATISCHEN OBERLANDESGERICHTS

Hanseatisches Oberlandesgericht
3. Strafsenat
III – 124/06
1 Ss 214/06
325 – 405/05
7102 Js 201/03

Beschluss

In der Strafsache gegen Dieter Gxxxxxxxx, geb. am 14. 09. 1955 in Jxxxxx

Verteidiger: Rechtsanwalt Gxxxxxxx

hier betreffend die Revision des Angeklagten gegen das Urteil des Amtsgerichts Hamburg-Altona, Abteilung 325, vom 03.08.2006

hat der 3. Strafsenat des Hanseatischen Oberlandesgerichts Hamburg nach Anhörung der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten am 10. 11. 2006 durch

den Vorsitzenden Richter am Oberlandesgericht Dr. Rxxxx,
den Richter am Oberlandesgericht Dr. Mxxx,
den Richter am Oberlandesgericht Sxxxxx
einstimmig beschlossen:

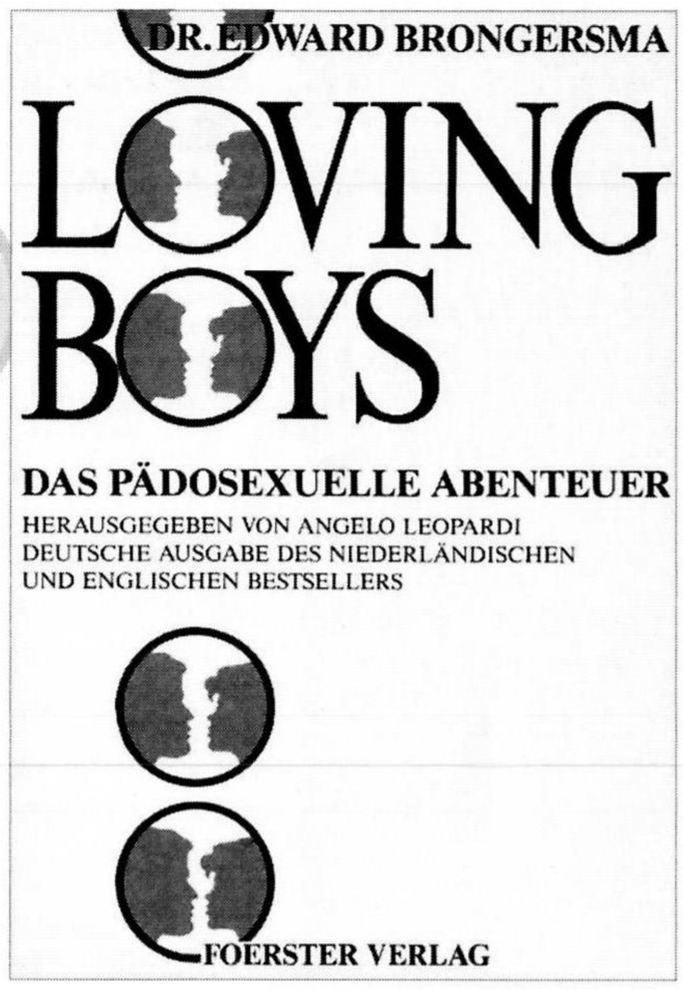
Die Revision des Angeklagten wird mit der Maßgabe gem. § 349 Abs. 2 StPO als unbegründet verworfen, dass zur Klarstellung im Tenor des amtsgerichtlichen Urteils vom 3. 8. 2006 vor das Wort „Anpreisen" das Wort „vorsätzlichen „ eingesetzt wird. Der Angeklagte trägt die Kosten seines Rechtsmittels.

Gründe

I.

Das Amtsgericht Hamburg-Altona verurteilte den Angeklagten am 3. 8. 2006 wegen Anpreisens jugendgefährdender Trägermedien gemäß §§ 27 Abs. 1 Nr.1, 15 Abs. 1 Nr. 6 JuSchG zu einer Geldstrafe in Höhe von 60 Tagessätzen zu je 8,00 Euro. Das Amtsgericht traf folgende Feststellungen:

Der Angeklagte stellte auf einer von ihm betriebenen, frei zugänglichen Webseite in einer Liste von Büchern zum Thema Pädophilie das Buch „Loving Boys" von Edward Brongersma vor, dessen Aufnahme in die Listen jugendgefährdender Medien im Bundesanzeiger Nr. 81 vom 30. 04. 1999 bekannt gemacht worden war. Der Angeklagte übernahm dabei den Original-Klapptext des Buches, in dem es u. a. heißt: „....Viele Beispiele würzen das spannend und lehrreich geschriebene Werk, das jeden Knabenliebhaber erfreuen und aufmuntern und alle Skeptiker eines Besseren belehren wird. 'Loving Boys' ist ein wichtiger Beitrag zur sexuellen Befreuung [gemeint: Befreiung] unserer Jugend und unerlässlich für jeden gebildeten Erzieher. Wer etwas für Knaben übrig hat, muss 'Loving Boys' lesen! Abgabe ab 18 Jahren." Zusätzlich wies der Angeklagte in dem Text darauf hin, dass das Buch zurzeit ab Verlag nicht mehr erhältlich sei.



Der Angeklagte rügt mit der Revision die Verletzung materiellen Rechts.

Die Generalstaatsanwaltschaft hat beantragt, die Revision gemäß § 349 Abs. 2 StPO zu verwerfen.

II.

Die zulässige Revision ist gem. § 349 Abs. 2 StPO unbegründet, da die Nachprüfung des Urteils auf Grund der Revisionrechtfertigung keinen Rechtsfehler zum Nachteil des Angeklagten ergeben hat.

Näherer Erörterung bedarf lediglich die Subsumtion des Verhaltens des Angeklagten unter den Begriff des Anpreisens jugendgefährdender Trägermedien.

Die Vorstellung des indizierten Buches stellt ein Anpreisen i.S. von § 15 Abs. 1 Nr. 6 und § 27 Abs. 1 Nr. 1 JuSchG dar. Unter einem Anpreisen sind die lobende oder empfehlende Erwähnung und Beschreibung, die Hervorhebung von Vorzügen, die Anerkennung günstiger Wirkungen, die rühmende Darstellung sowie die Beimessung hohen Wertes zu verstehen (RGSt 37, 142, 143). In der Literatur (Systematischer Kommentar zum

Strafgesetzbuch-Wolters/Horn, 8. Aufl., § 184 StGB Rn. 47; Leipziger Kommentar-Laufhütte, 11. Aufl. § 184 StGB Rn. 34) wird demgegenüber zwar vertreten, dass das Merkmal des Anpreisens zusätzlich einen Hinweis auf mögliche Bezugsquellen oder die Absicht, das beworbene Medium irgendwann zumindest einem Empfänger der Erklärung zugänglich zu machen, erfordert. Der Senat vermag dieser Auffassung aber nicht zu folgen.

Bereits nach dem Wortlaut der Norm ist der werbende Hinweis auf das jugendgefährdene Medium als solcher für die Strafbarkeit ausreichend. Synonyme zum Anpreisen, wie etwa „empfehlen" oder „ werben", knüpfen allein an einen bestimmten Erklärungsgegenstand an, während eine Aussage über dessen Bezug oder eine Absicht des eigenen Vertriebs nicht erforderlich sind.

Dies entspricht auch dem Zweck der Vorschriften, einen wirksamen Jugendschutz zu gewährleisten. Die erforderliche abstrakte Gefährung folgt schon daraus, dass das Interesse der Erklärungsempfänger an einem indizierten Medium geweckt und die Werbung zum Anlass genommen werden kann, sich um einen Bezug zu bemühen. Mit den Möglichkeiten des Internets ist ein Weg zu möglichen Bezugsquellen ohnehin problemlos möglich.

Auch unter systematischen Gesichtspunkten setzt das Anpreisen nicht das Aufzeigen einer Bezugsquelle voraus. Nur bei dieser Auslegung hat das Anpreisen gegenüber den übrigen Tatbestandsalternativen des Anbietens und des Ankündigens einen eigenständigen Anwendungsbereich. Durch das Aufzeigen von akellen oder künftigen Bezugsquellen für das beworbene Objekt ird nämlich stets bereits eine dieser beiden anderen Tatbestandrianten verwirklicht (vgl. Schönke/Schröder-Lenckner/Perron/sele, 27 Aufl. § 184 StGB Rn. 30; Münchener Kommentarörnle, 2005, § 184 StGB Rn. 69f.).

Gegenteiliges lässt sich auch nicht einer Entscheidung des Bunsgerichtshofes entnehmen, in der dieser den Zweck des damaligen § 5 Abs. 2 GjS darin gesehen hat, zu verhindern, dass Minderjährige für indiziertes Material interessiert und auf mögliche Bezugsquellen aufmerksam gemacht werden (BGHSt 34, 218, 219) Diese Aussage bezog sich nicht auf die einzelnen tatbestandlichen Handlungen und deren Voraussetzungen, sondern auf den Begriff der Werbung, durch den die verschiedenen Varianten zusammgengefasst werden können.

Unerheblich für die Tatbestandsverwirklichung ist schließlich auch, ob der Täter den Inhalt der werbenden Aussage selbst formuliert oder wie hier die von einem Dritten entworfene Werbung übernimmt. Ein Anpreisen liegt immer dann vor, wenn die Abgabe der empfohlenden Erklärung durch den Täter erfolgt. Der werbende Charakter entfällt erst dann, wenn der Hinweis auf das indizierte Trägermedium im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung vorgenommen wird(vgl. BGHSt 34, 218, 200 zum Ankündigen).

Edward Brongersma

Der 1911 in Haarlem geborene, 1940 promovierte Jurist war von 1946 bis 1950 Mitglied der Ersten Kammer des niederländischen Parlaments. 1951 nach §248 (homosexuelle Beziehungen Erwachsener zu 16- bis 21-Jährigen) zu zehn Monaten Haft verurteilt, war er bis 1959 als Journalist, dann wieder als Anwalt tätig. Seit 1960 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kriminologischen Institut der Universität Utrecht, wurde er 1963 erneut ins Oberhaus gewählt und dort Vorsitzender des Justizausschusses. 1973 verlieh ihm Königin Juliana den Ritterorden des Niederländischen Löwen. 1979 gründete er eine Stiftung zur Erforschung der Jugendsexualität. Seit 1960 hatte er neben soziologischen und kirchenkritischen Arbeiten juristische und sexuologische Studien zu Pornographie und Pädophilie publiziert mit Titeln wie *Sex en Straf* (*Sex und Strafe*, 1970). Band I von *Loving Boys* erschien 1987, Band II 1990. Edward Brongersma starb 1998.

Sehr geehrter Herr Polizeipräsident!

Unbeantwortet: Offener Brief eines schwulen Gewaltopfers

Als an den Hauptverantwortlichen für die gesamte Berliner Polizei wende ich mich an Sie in einer Angelegenheit, die mich ganz unmittelbar betroffen hat.

Am Freitag den 17. 11. gegen 22 Uhr hielt ich mich im „City-Men-Shop" in der Fuggerstraße 26, einem schwulen Videoladen und Sexkino, auf. Ich befand mich im Eingangsbereich des Kinos, als plötzlich lautes Gebrüll und der Lärm umgestürzter Möbel aus dem Ladenbereich drang. Sofort danach wurde die Tür zum Kino aufgestoßen und mehrere vermummte Personen in Kampfmontur stürzten sich auf mich und rissen mich zu Boden. Weil ich mich nicht gleich flach hinlegte, begannen sie lange auf mich einzuprügeln und einzutreten, auch mehrfach auf den Kopf. Sie drückten mir den Kopf mit dem Stiefel so fest auf den Boden, daß ich nach Luft ringen mußte und meine Brille stark verbogen wurde. Dann verdrehten sie mir die Arme auf dem Rücken und legten mir Handschellen an. Zu keiner Zeit habe ich auch nur das geringste Anzeichen von Widerstand gezeigt. Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, daß inzwischen auch ein anderer Kinogast reglos mit dem Gesicht am Boden lag.

Während dies geschah, wurde zu keiner Zeit bekanntgegeben, daß es sich um einen Polizeieinsatz handelt und Gäste, die unbehelligt geblieben waren, fragten mich, wer die Maskierten denn seien. Nach einer Weile beruhigte sich die Situation etwas und ich war in der Lage zu schreien, was denn hier los sei. Die Maskierten sagten, es komme gleich jemand, der alles erklären werde. Es erschien dann jemand, der sich als Polizeieinsatzleiter zu erkennen gab und kundtat, man habe eine Drogenrazzia im benachbarten Bordellbetrieb geplant und sich in der Tür geirrt!

Zu erwähnen ist in diesen Zusammenhang, daß der „City-Men-Shop" im Unterschied zum benachbarten Eingang mit drei großen Regenbogenfahnen klar erkennbar als schwuler Betrieb gekennzeichnet ist.

Erst auf meine Aufforderung hin nahm er mir schließlich die Handschellen ab, entschuldigte sich pauschal und gab mir auf mein Verlangen hin seine Dienstnummer, die ich Ihnen auf Nachfrage jederzeit mitteilen kann. Als ich nach vorne in den Laden ging, traf ich dort auf einen Gast, der ebenfalls sichtbar unter Schock stand und bei dem sich schnell herausstellte, daß er noch brutaler behandelt worden war als ich. Da ich das Angebot, einen Krankenwagen zu rufen, von den gleichen Beamten, die mich eben zusammengeschlagen hatten, nicht annehmen konnte, habe ich den Laden verlassen und bin zuerst nach Hause gegangen. Nach kurzer Zeit fühlte ich eine dicke Beule im Nacken und entschloß mich, die Notaufnahme der Elisabeth-Klinik aufzusuchen. Dort wurde mir neben mehreren Blutergüssen und Prellungen ein Schock attestiert.

Hiermit möchte ich bei Ihnen als dem obersten Dienstherrn der Berliner Polizei schärfsten Protest gegen eine solche Behandlung und Körperverletzung durch Ihre Beamten einlegen und verlange von Ihnen neben einer vollständigen Untersuchung und Aufklärung dieses Vorfalls eine Öffentliche Entschuldigung und eine Zusicherung, daß sich ein solcher nicht wiederholen wird. Ich bin entsetzt über die Brutalität dieses Einsatzes und frage Sie, welche grundsätzlichen Überlegungen der Polizeiführung, welche Ausbildungs- und Einsatzrichtlinien dafür der Hintergrund sind. Ist, wie es derzeit international Mode ist, eine Art Präventivstrategie in Kraft, die an vorbestimmten Orten ohne genau hinzusehen sofort mit aller Härte zuschlägt und auch Kollateralschäden einkalkuliert, wenn nur jegliche Gefahr für die eigenen Kräfte ausgeschaltet ist? War das Verhalten der Beamten nicht doch von der Tatsache bestimmt, daß ein schwuler Sexshop automatisch dem Rotlichtbereich zugerechnet wird, in dem die Polizei nach solch besonderen Regeln verfährt?

Ich möchte betonen, daß auch für Verdächtige aus dem Drogenmilieu eine solche menschenunwürdige Vorgehensweise der Polizei in keinem Fall akzeptabel ist. Im übrigen würde ja ein Umdenken in der Drogenpolitik und eine weitgehende Drogenfreigabe dem damit verbundenen Kartell den Boden entziehen und die ganze auf diesen Bereich konzentrierte Fahndungsenergie könnte auf das viel wichtigere Feld der Wirtschaftskriminalität umgelenkt werden. Ich habe gehört, daß bis in höhere Polizeikreise und Gefängnisdirektorien hinein der harte Kurs der derzeitigen Drogenpolitik kritisiert und als gescheitert angesehen wird. Wie stehen Sie selbst dazu?

In jedem Falle ist eine Vorgehensweise, in der die Polizei dem Bürger in solch anonymer und aggressiver Fratze gegenübertritt und ihn gleichsam präventiv zusammenschlägt, in keiner Weise hinzunehmen.

In Erwartung Ihrer Antwort verbleibe ich hochachtungsvoll,

Gottfried Ensslin

Vignettenkreation: Gigi auf Basis Foerster Verlag, Darmstadt 1987

Rosa Luxemburg

Auf zum SLBT-Kommunismus!

In einem am 2. Dezember 2006 veröffentlichten Selbstverständnispapier klären DKP-Homosexuelle, „Wer wir sind und was wir wollen“:

„Wir sind Schwule, Lesben, Trans- und Bisexuelle (SLBT), die in der Deutschen Kommunistischen Partei und/oder der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) organisiert sind bzw. ihr nahe stehen. Weil wir sehen, daß dieses kapitalistische System, das mit seiner Profitgier Kriege, Arbeitslosigkeit, Unterdrückung und Umweltzerstörung hervorbringt, keine Zukunft mehr hat, wollen wir dieses System erfolgreich bekämpfen und eine alternative Gesellschaft aufbauen, die für uns eine sozialistische sein muß und in der nicht mehr das Profitstreben einiger weniger, sondern die Mehrheit der Arbeiter und Jugendlichen entscheidet ... Wir SLBT-Kommunistinnen und -Kommunisten, -Sozialistinnen und -Sozialisten sind der Meinung, daß es an der Zeit für einen linken, revolutionären Pol in der Community ist, der sozialistische/kommunistische Alternativen zum kapitalistischen Wahnsinn und der rechten Anpassungspolitik des Lesben und Schwulen-Verbandes Deutschland (LSVD) aufzeigt.“

Daß der „revolutionäre Pol“ nicht nur der Homoszene ausgerechnet in dem Maße schmilzt, wie die gesellschaftliche Eiszeit sich verstärkt, stellt die queeren Menschewiki indes vor einige theoretische wie prakrische Probleme: „Noch fehlen der DKP aktuelle Positionen zur Situation von SLBT-Menschen. Es ist eines unserer Arbeitsfelder, solche Positionen aus einer marxistischen Perspektive heraus zu erarbeiten und unsere Anliegen in der DKP/der SDAJ zu thematisieren. Mit unserer Arbeit entlassen wir keineswegs die gesamte Partei aus der Verantwortung.“ Kommunistische SLBT-Politik sei „keine eng gefaßte Minderheitenpolitik ... Wir fordern daher eine umgehende Repolitisierung der CSDs“ – oder vielleicht schöneres Wetter? DKP queer sieht die Stonewall-„Razzia gegen Homosexuelle“ (Trans- und Bisexuelle waren demnach also nicht dabei? – *Gigi*) im Juni 1969 in New York als Ausgangspunkt für eine „breit gefächerte“ Emanzipation. Gerade so, als hätten sich VorkämpferInnen der Arbeiterbewegung wie Rosa Luxemburg nie zu derartigen Fragen geäußert.

DKP queer, info@dkp-queer.de, www.dkp-queer.de

Vergessen wegen „homosexueller Erpressung“?

Das Gedenken an „zwei ungleiche antifaschistische Widerstandskämpfer“ und deren Ermordung im KZ-Außenlager Goslar vor 65 Jahren kommentierte der antifaschistische Publizist Bernd Langer im November in diversen linken Medien:

„Während sich die BRD vom antifaschistischen Widerstand der Kommunisten distanzierte und den Mantel des Vergessens über diesen Teil der Geschichte breiten wollte, war er in der DDR Teil der Staatsideologie. Medizinische Einrichtungen, Schulen, ein Schnellboot der Volksmarine, Kollektive und Straßen erhielten den Namen ‘Walter Krämer’. Über den Häftlingsarzt von Buchenwald wurde geforscht und publiziert. Eine Weiterführung dieser Ehrung erfuhr Krämer durch den Ehrentitel ‘Gerechter unter den Völkern’, der ihm postum im Jahre 2000 für die Rettung von Juden durch die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem verliehen wurde. Im Gegensatz dazu findet der Name Karl Peix kaum Erwähnung, denn er eignet sich nicht zum Helden. Während die erbarmungslosen Bedingungen des KZs den humanen Charakter von Walter Krämer zur Geltung kommen ließen, war Karl Peix dafür bekannt, seine Machtposition zur Erpressung homosexueller Gefälligkeiten auszunutzen. Daß sich Krämer dennoch nicht von Peix trennte, mag daran gelegen haben, daß dieser trotz aller bitteren Geschichten viele Dinge bewirkte, ohne die der Widerstand im Krankenrevier so nicht möglich gewesen wäre.“

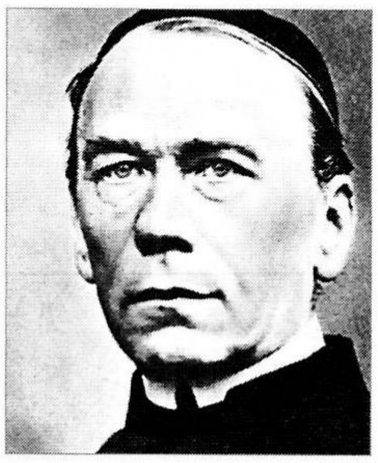
Langers Herumrätseln erscheint merkwürdig, denn daß Krämer sich nicht vom offenbar homosexuellen Peix trennte, sondern ihn im KZ Buchenwald zu seinem Stellvertreter machte, könnte Gründe jenseits des Poltischen gehabt haben.

Zur Biographie der beiden schreibt Wera Richter am 1. November in der Tageszeitung *junge Welt:* „Krämer, 1892 im westfälischen Siegen geboren, ... wurde im Ersten Weltkrieg zum Antimilitaristen. 1920 beteiligte sich der gelernte Schlosser als Kompanieführer der Roten Ruhrarmee in Essen an den Kämpfen im Anschluß an den Kapp-Putsch. Ein Jahr später trat er in die KPD ein. 1932 wurde er schließlich einer von 57 Abgeordneten der KPD im Preußischen Landtag, wo er eng mit Karl Peix zusammenarbeitete. Peix, geboren 1899 in Herzberg, gehörte 1921 zu den Mitbegründern der KPD in Bad Lauterberg.“

1933 verhaftet, trafen sich beide 1937 im KZ Buchenwald wieder. „Im Lager fungierten von der SS eingesetzte Berufsverbrecher (BV) als Verantwortliche im Krankenrevier und malträtierten die Patienten. Peix kam als Sanitäter in das Krankenrevier und begann mit anderen ‘Politischen’ den Kampf gegen die BV-Häftlinge. Schließlich brachten sie die Abteilung unter ihre Verantwortung. Im April 1938 gelang es, auch Krämer als Pfleger im Krankenrevier unterzubringen... Karl Peix wurde sein Stellvertreter ... Das Krankenrevier wurde zu einem Zentrum des illegalen Widerstands im KZ Buchenwald.“ Von der SS erschossen wurden Peix und Krämer schließlich für die Rettung russischer Häftlinge.

Im Buch ‘Nackt unter Wölfen’ hat Bruno Apitz mit der Figur des Arztes von Buchenwald Walter Krämer ein literarisches Denkmal gesetzt. Weitere Informationen über Walter Krämer gibt es in Bodo Ritschers „Arzt für die Häftlinge“, herausgegeben von der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald, Heft Nr. 17, 1987

Christenmenschen (1)



Adolph Kolping

Daß sie den in den Folgen liegenden drastischen Unterschied zwischen Vögel- und Vogelfreiheit nicht begreift, bewies Renate Rampf, Pressesprecherin des Lesben- und Schwulenverbandes, als sie am 27. November dessen Pressedienst zum Fall „Kolpingwerk kündigt Mitarbeiter, weil er homosexuell ist" mit „Schwul = vogelfrei?" überschrieb:

„Pressemeldungen zufolge hat das katholische Kolpingwerk einem langjährigen Mitarbeiter fristlos gekündigt, nachdem bekannt wurde, daß dieser ein eigenes Chatprofil in einem Internetportal für Schwule hatte. Dazu erklärt Manfred Bruns, Sprecher des Lesben- und Schwulenverbandes (LSVD):

Wir sind entsetzt über die unbarmherzige Haltung der Leitung des Kolpingwerkes, die einen verdienstvollen Mitarbeiter kündigt, nur weil dieser schwul ist. 25 Jahre lang hat der Sozialpädagoge sein Leben der christlichen Jugendarbeit gewidmet und sich niemals eines Vergehens schuldig gemacht. Dann wird er von einem Tag auf den anderen entlassen, als bekannt wird, daß er homosexuell ist. Eine solche Maßnahme ist unmenschlich, unsozial und moralisch verwerflich.

Es ist schon schlimm genug, daß die römisch-katholische Kirche und die ihr nahe stehenden Organisationen von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erwarten, daß diese ihre sexuelle Orientierung verstecken. Hier sind die Verantwortlichen des Kolpingwerkes aber noch einen Schritt weiter gegangen: Sie verlangen, daß die Angestellten auch im Privatleben ihre Identität unterdrücken. Das ist eine Verdammung der Homosexualität an sich. Das darf nicht so stehen bleiben. Wir rufen alle Betroffenen auf, ihrer" – na, was wohl? Ihrer Kirche fröhlich in den Arsch und dort auszutreten, damit der Laden mangels ihrer selbstverachtenden Frondienste kollabiert und die religiöse Massenverblödung endlich endet? Weit gefehlt, denn auch der LSVD und sein katholischer Bundessprecher setzen auf dumme Schäfchen und fordern darum keinen Kirchensteuerentzug, sondern der „Empörung Ausdruck zu verleihen und sich über diesen unchristlichen Umgang mit Homosexuellen beim Vorsitzenden des Kolpingwerks der Diözese Limburg, Herrn Wolfgang Aumüller, zu beschweren". – Der sich wohl totlachen soll.

Christenmenschen (2)

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Parteienverdrossenheit lieferte jüngst in Münster der jetzige CDU-Ratsherr und kurzzeitige Vorsitzende des Schwulenzentrums KCM e.V. Auf der Ratssitzung am 23. August stimmte der dem Verein erst seit Oktober 2005 vorsitzende Richard-Michael Halberstadt der Empfehlung einer externen Unternehmensberatung an die Stadt zu, dem KCM 30 Prozent des Förderbetrages zu streichen (im April 2006 wurde bereits um 20 Prozent gekürzt). Die drohende Halbierung der städtischen Förderung trug der erst zwei Stunden zuvor als Ratsherr vereidigte Vereinsvorsitzende ausdrücklich mit.

Sein primär auf Fototermine ausgerichteter Vorsitz, die Verquickung mit Parteifunktionen und sein rätselhaftes Finanzgebaren führten ohnehin zu rasch wachsender Kritik innerhalb des Vereins. Bis zu seinem unrühmlichen Abgang hielt Halberstadt es auch nicht für nötig, die Mitglieder über sein Verhalten zu informieren. Stattdessen forderte er sie auf, gegen diesen Beschluß zu protestieren, der „in keiner Weise hinnehmbar" sei (so Halberstadt im Vereinsrundbrief). Zur Täuschung der Mitglieder formulierte Halberstadt zudem einen ergebnislosen Bettelbrief – unter anderem an seine eigene Ratsfraktion.

Im September versuchte Halberstadt dann erfolglos, dem rapide wachsenden Unmut mittels Personalrochaden in Vorstand und Beirat des KCM zu begegnen. Nach der Weigerung mehrerer Vorstände und Beiräte zur weiteren Zusammenarbeit trat Halberstadt die Flucht nach vorn an. Seit Anfang Oktober ist er nicht mehr Vorsitzender des KCM, aus dem er zudem austrat. Den hinterlassenen Scherbenhaufen räumen nun der neue Vorstand und Beirat weg.

Christenmenschen (3)

„US-Bürger verlieren Glauben an Gott" freute sich die Welt zu früh über eine Meldung des *ARD-Teletexts* vom 1. November 2006. Weil's nämlich um Glaubensschwund und nicht um Wissenszuwachs ging, öffnete sich rasch ein Hintertürchen:

„In einer Umfrage sagten 42% der Befragten, sie seien nicht absolut sicher, daß es einen Gott gibt. Vor 3 Jahren waren es nur 34%." – Waren nun sie oder die Teletext-Redaktion absolut sicher, daß man „sicher" verabsolutieren kann? Es kam noch schlimmer: „Auf die Frage, ob Gott männlich oder weiblich sei, sagten 36%, er" (ER!) „sei ein Mann; 37% glauben, daß Gott weder Mann noch Frau ist" – sondern ein Zierkürbis, ein Udo Walz oder ein/e Angela Merkel?

„Nur 1% der US-Bürger ist demnach überzeugt, daß Gott eine Frau ist." – Was alles über den Feminismus in seinem aktuellen Aggregatzustand sagt und logisch Denkende zu so lustigen Überlegungen anregt wie der, was ER mit seinem Gemächt anfangen sollte, warum niemand SEINE Schäfchen fragte, für wie groß sie ein solches und ob sie IHN eher für einen sexhungrigen jungen Gott oder einen alten geilen Bock halten.

„29% der US-Bürger glauben, daß Gott das Leben auf der Erde bestimmt." Das sind die nicht ganz so Blöden und als solche wie stets in der Minderheit, denn „44% meinen, daß er" – was immer der Scheiß dann soll – „zwar 'beobachtet, aber nicht eingreift in das, was auf der Erde geschieht'."

Fotos: Archiv; Wikipedia

Erwins Schnitzeljagd

Neben dem Berliner Schwulen Museum bemüht sich vor allem das „Centrum Schwule Geschichte“ in Köln um die Zeugnisse schwuler (und lesbischer) Vergangenheit. Im November/Dezember 2006 gab es eine Ausstellung zum Thema „Schwule und Lesben in Köln und Umgebung 1895–1918“. Dazu erschien ein Buch von Erwin In het Panhuis. – Ein schön gestaltetes Buch. Typografisch leserfreundlich und gespickt mit zahlreichen Abbildungen, lädt es zum Blättern ein, zwingt den Leser aber auch zu interaktiver Spurensuche. Am ehesten wird man ihm gerecht, wenn man einige der darin erzählten Geschichten wiederholt, meint
WOLFRAM SETZ

Da ist der Kölner Schuster Theodor Widdig, der, als er sich und seine sexuelle Neigung erkennt, bereit ist, alle seine Ersparnisse (400 Mark) dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee von Magnus Hirschfeld zu spenden. Das WhK lehnt die Spende „selbstverständlich“ ab, preist das Angebot aber als „Muster“ für alle, die „bisher noch nichts für die gerechte Sache übrig hatten“. Schon bald hält der Schuster öffentliche Vorträge über das Thema Homosexualität, stellt sich sogar Medizinstudenten als lebendes Objekt zur Verfügung. Auch Widdig wird wie viele Homosexuelle seiner Zeit erpreßt – und zieht vor Gericht, wo er sich „in ruhigster Weise“ als „geborener Homosexueller“ bekennt. Für die städtische Straßenbahn kommt er allerdings, weil homosexuell, als Weichenreiniger nicht in Frage, und als Hausdiener hat ihn ein Herr Krelhaus sofort wieder entlassen, als er von Widdigs Homosexualität erfuhr („so etwas widere ihn an“).

Bertha Buttgereit erhielt aufgrund eines Gutachtens von Magnus Hirschfeld einen Transvestitenschein und einen Transvestiten-Reisepass, war damit aber nicht zufrieden. Auf Beschluß des Amtsgerichts Berlin-Mitte (der mit allen persönlichen Daten im *Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger* veröffentlicht wurde) durfte sie/er sich ab November 1920 endlich Berthold nennen. Doch wieder nicht genug: Er kämpfte darum, seine Freundin heiraten zu können (ob mit oder ohne Erfolg, ist nicht bekannt), weil die „sogenannte wilde Ehe“ doch nur ein „moralisch-niederdrückendes Zusammenleben“ zur Folge habe.

Der Schuster Theodor Widdig

Am 2. Februar 1905 inszenierte – zum Glück erfolglos – der 18jährige Franzose Julio Maria Malbranche am Bonner Rheinufer seinen Selbstmord, weil er erkannt hatte, daß er sein Begehren, das sich auf „die jungen und schönen Knaben“ richtete, nicht ohne „Entehrung und Entwürdigung“ würde leben können. Mit 17 Jahren war er in Dantes „Hölle“ auf die Sodomiter gestoßen. Literarisch wollte er in den Tod gehen: mit zwei Sonetten auf seine Jugendliebe Hector und mit dem Roman „Dédé“ von Achille Essebac, in dem er seine Liebe zu Hector gespiegelt sah.

Die Geschichten sind nicht neu. Sie erneut zu erzählen, lohnt sich aber, weil der fleißige Autor zahlreiche Archive ausgewertet hat und vielen Spuren nachgegangen ist und so immer mit ergänzenden Details aufwarten kann. Der literarische Selbstmord zum Beispiel: Es wäre schade, wenn die Geschichte nur als psychiatrische Fallstudie wahrgenommen würde. Und eine illustrierte Ausgabe von „Dédé“ liefert sogar ein hübsches Bild.

Die drei Geschichten sind aber nicht repräsentativ für das Buch. Das Interesse des Autors gilt vor allem Literaten und Theaterleuten. Während die Namen Widdig und Buttgereit nur wenigen geläufig sein dürften, erkennt man in der langen Liste der Literaten, die sich in fast allen Kapiteln tummeln, den einen oder anderen wieder: Peter Hamecher, Hermann Breuer (der als Bill Forster 1904 den hier wieder einmal titelgebenden Roman „Anders als die Andern“ veröffentlichte), Hans Heinz Ewers, Wilhelm Schmidtbonn, Curt Moreck, Carl Maria Weber („Olaf“), Ernst Bertram, Herbert Eulenburg (der als „heterosexueller Freund der Homosexuellenbewegung“ und als „Mann mit der Nelke“ das Cover zieren darf).

Und berühmte Namen müssen her. August Bebel wurde in Köln-Deutz geboren, also findet er seinen Weg in dieses Buch ebenso wie Thomas Mann wegen seiner Kontakte ins Rheinland. Den Untertitel „Schwule und Lesben in Köln und Umgebung“ mißversteht, wer so etwas wie den Versuch erwartet, die Welt der Schwulen (und Lesben) zu beschreiben und zu lokalisieren, wie es etwa Jens Dobler für Berlin getan hat, in dessen Buch „Von anderen Ufern. Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain“ (Berlin 2003) das Namenregister auch die Lokale, Cafés usw. nennt und das Straßenregister mehrere Seiten füllt. Und „Köln und Umgebung“ muß man sehr weit fassen; Bonn, Düsseldorf und Essen gehören wie selbstverständlich dazu. Ohne das Düsseldorfer Schauspielhaus unter Louise Dumont wäre das Buch weit schmaler ausgefallen. Zum Glück liegt Bingen nicht mehr in der Kölner Gegend, sonst würde Stefan George nicht nur hier und da über die Bühne huschen (als „Dichter“, als „schwuler Autor“ oder gar als „Mittelpunkt einer literarischen, männerbündlerischen Bewegung“).

Die Hinweise auf Alltagsphänomene wie Treffpunkte, Soldatenstrich oder Erpressung fehlen nicht, werden sogar durch gleichsam lexikalische Artikel (hier „Fokus“ genannt) hervorgehoben, aber sie gewinnen wenig Leben, weil selbst Hinweise und Details, die sich aus den einzelnen Ge-

Erwin In het Panhuis: Anders als die Andern. Schwule und Lesben in Köln und Umgebung 1895–1918. Hermann-Josef Emons Verlag, Köln. 291 Seiten, zahlreiche Abbildungen (plus CD-Rom), 19,00 Euro

Kölle alaaf: Harfenspieler mit schöner Rückseite

schichten ergeben, nicht gebündelt werden. Die Liebe zu den Soldaten beispielsweise ist im Fokus „Männliche Prostitution" abgehandelt. Das schönste Beispiel dazu aber bietet die Geschichte vom „Hutkönig" Albert Mertés, der mit seinen Ulanen nicht nur „im offenen Wagen durch die Stadt fuhr und sie in Gaststätten bewirtete", sondern auch bedürftige Soldaten unterstützte. Einer Verurteilung entging der Soldatenfreund, der Verhaftung und der Eintragung in die Liste der „homosexuell Verdächtigen" aber nicht.

Neben Prostitution und Erpressung ist ein Fokus dem „Freitod" gewidmet. Da heißt es: „Ca. 75% aller Homosexuellen trugen sich mit Freitodgedanken, ca. 25% begingen einen Freitodversuch und ca. 3% aller Homosexuellen brachten sich um." Eine so präzise Angabe müßte doch, sollte man meinen, eine von den 1033 Anmerkungen wert sein – Fehlanzeige. Dabei weiß der Autor, was er hier referiert, der Leser aber wird es nur erfahren, wenn er sich auf eine mühselige Suche macht.

An dieser Stelle ist das Geheimnis des Buches zu lüften: Das Buch sind zwei Bücher. Beigelegt ist eine CD-Rom, die (neben einer kleinen Lesung aus der Autobiographie Peter Hamechers) „verglichen mit der Buchausgabe einen auf den doppelten Umfang erweiterten Textteil und zahlreiche zusätzliche Illustrationen" enthält. Wenn es doch nur so wäre! Der Text auf der CD-Rom ist eben kein erweiterter Text, den man parallel zum Buch benutzen könnte (dann wären ja wohl der mit dem Buch identische Text und das Mehr an Text irgendwie gekennzeichnet). Die Langfassung ist völlig anders aufgebaut (die Einleitung zum Buch ist nicht umsonst „zugleich Inhalt der beiliegenden CD") und bietet offenbar das unredigierte Rohmaterial zum Buch.

Wer also wissen möchte, woher die Aussage über die vielen Selbstmorde stammt (im Buch S. 175), quält sich durch die CD-Rom. Hat er den richtigen von 46 Einträgen zum Stichwort Freitod gefunden (hier S. 74), weist der jetzt zusätzlich genannte Name Hirschfeld, der „mehr als 50 Personen, die ihrem Leben selbst ein Ende setzten", persönlich gekannt habe, auf eine Spur. Wer sich dann noch zur Anmerkung Nummer 658 (von 2162) durchkämpft, erfährt endlich, daß die so sicher behaupteten Zahlen reine Schätzungen sind, „die sich auf Beobachtung an zirka 10000 Urningen stützen".

Doch welcher Leser läßt sich so in die Rolle eines Trüffelschweins zwingen? Viele in den ungeheuren Textmassen verborgene Goldkörner werden wohl unentdeckt bleiben. Unnötig fast zu sagen, daß das Buch keinerlei Register bereithält. Und wer im elektronischen Text fündig werden will, muß ja auch erst einmal wissen, wonach zu suchen sich lohnen könnte.

Die Textmassen ergeben sich übrigens nicht allein aus der Doppelung oder weil es zum Thema so viel zu sagen gibt, sondern weil der Autor gnadenlos alles ausbreitet, was er je notiert oder gefunden hat und zudem dem Gebot zu folgen scheint: 'Du sollst keine Bücher haben neben mir.' Streckenweise ist der Text (der CD-Text mehr noch als das Buch) ein reines Propädeutikum zur schwulen Geschichte.

Selbst wo mühelos auf das Mehr an Information auf der CD-Rom verwiesen werden könnte, geschieht das nicht oder nur in allgemeiner Form. Ein Beispiel von vielen: In der Einleitung (die ja vor allem für die CD-Rom gilt), sieht man auf S. 17 den Rückenakt eines „Harfenspielers am Neuen Stadttheater". Erst wenn man nachschaut, ob hier die CD-Rom mehr verrät (Achtung: das Stichwort Harfenspieler ist nicht 'zielführend'!), erfährt man, daß es sich erstens um ein Kölner Theater handelt, zweitens, daß man sich in Köln Gedanken machte über einen nackten Apoll im Kölner Klima und drittens, daß der „Harfenschläger" Anlaß gab, über häßliche Rückseiten (Theater) und schöne Rückseiten (Harfenspieler) zu meditieren. Doch damit nicht genug: Der Harfenspieler wurde aus seiner Nische verbannt, woraufhin ein Karikaturist die Nische zur Duschnische machte und ihm ein „Alaaf"-Badehöschen verpaßte. Hätte eine solche Geschichte nicht einen hübschen Farbtupfer für das Buch abgegeben?

Angesichts der Textmenge ist es verzeihlich, wenn fast identische Sätze sich wiederholen (S. 114 und 140) oder man im Haupttext liest, was man gerade in einer Anmerkung las oder umgekehrt. Ärgerlich ist dagegen, wenn heutige Sicht in die Darstellung einfließt. Auf sprachlicher Ebene verraten viele unnötige „[sic!]", daß der Autor sich mit dem Stil der Zeit nicht anfreunden konnte. Weitaus ärgerlicher ist es, wenn der Historie heutige Begrifflichkeit übergestülpt wird. So bei Günther von der Schulenburg, der 15- bis 17-Jährige „finanziell und materiell" förderte: „In fast allen Fällen kann man von einem persönlichen und beruflichen Machtmißbrauch ausgehen." Päderasten, wird der Leser belehrt, seien „ältere Männer, die sexuelle Beziehungen zu männlichen Jugendlichen unterhalten". Da muß ihm der Sprachgebrauch jener Zeit selbstverständlich als „ungenau" erscheinen.

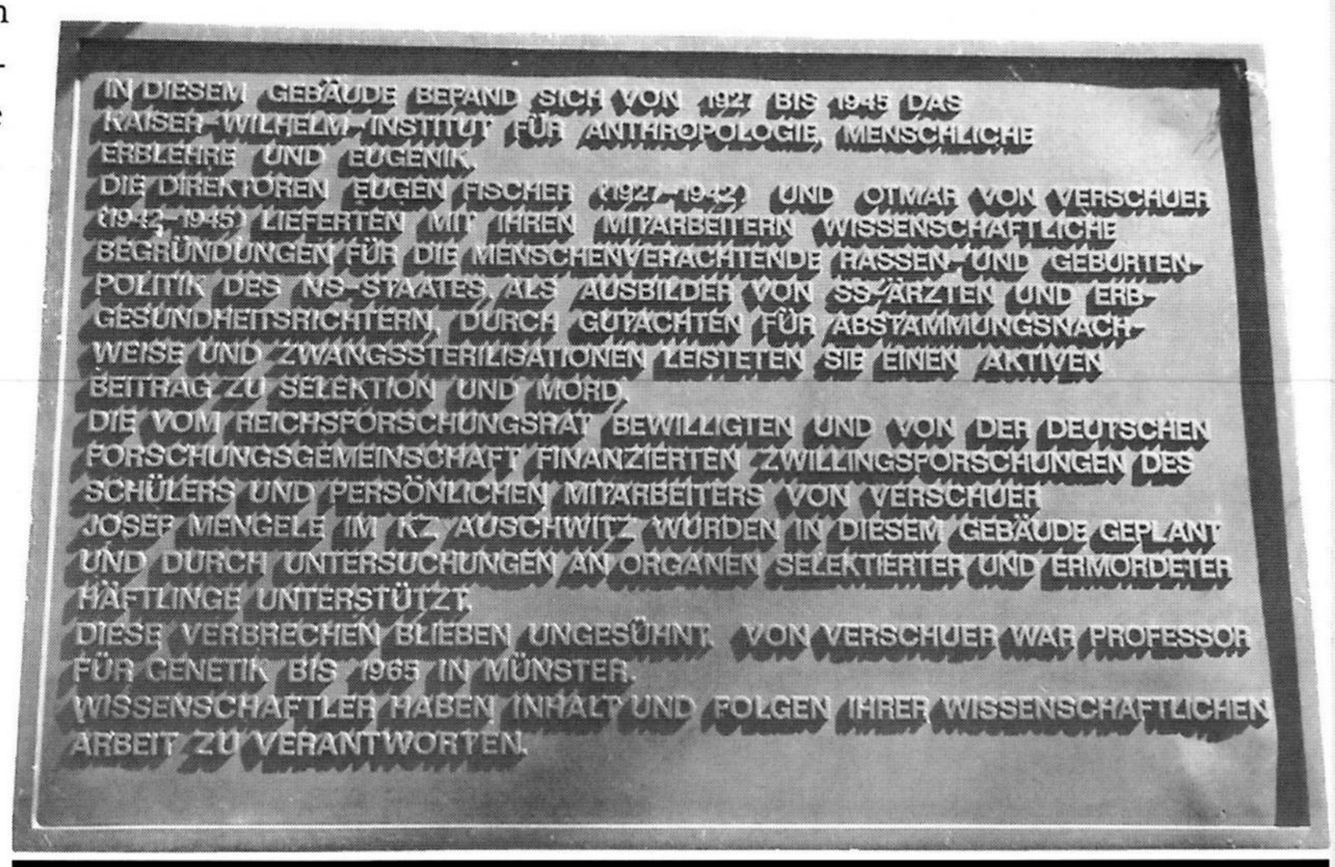
Bertha/Berthold Buttgereit

Fotos entnommen aus: Erwin In het Panhuis: Anders als die Andern. Schwule und Lesben in Köln und Umgebung 1895–1918

Der Schoß ist fruchtbar noch

Als die *New York Times* im September 1935 mit „NS-Eugeniker wollen den perfekten Menschen" aufmachte, lag die mörderische Konsequenz dieses Wollens noch in einigen Jahren Entfernung. Seit 1945 ist der im Jahr 1883 vom Engländer Francis Galton eingeführte Terminus „Eugenik" („gute Geburt") ethisch und wissenschaftlich untilgbar diskreditiert – was jedoch nicht immer zum besseren Verständnis des komplexen Themas gereicht. Eine bemerkenswerte Ausstellung zur Eugenik nicht nur im „Dritten Reich" besuchte im Hygienemuseum Dresden MICHAEL HEß

Die Verdienste des Washingtoner United States Holocaust Memorial Museum um die Erinnerung an die Opfer des Shoa sind unbestritten. Seit 1993 besuchten etwa 24 Millionen Menschen das Museum und seine Wanderausstellungen. „Deadly Medicine – Creating The Master Race" ist eine höchst bemerkenswerte Schau. Im Dresdner Hygienemuseum ist sie derzeit unter dem weniger prägnanten Titel „Tödliche Medizin – Rassenwahn im Nationalsozialismus" zu sehen. Am einzigem Ort in Europa übrigens, und dies darf als ausdrückliche Reverenz an das Dresdner Museum verstanden werden: „Das Deutsche Hygiene-Museum initiierte diese Ausstellungsübernahme vor dem Hintergrund der eigenen historischen Verantwortung als eine Institution, die die rassenhygienischen Programme einst vorbehaltlos unterstützte und propagierte", erläutert die Website des Museums und betont deren „besonders aktuelle Relevanz für die Debatten um Auswirkungen der Genforschung, gesellschaftliche Diskriminierung von Behinderten und Definitionen von Leben und Tod." Den Initiatoren ging es darum, „die nationalsozialistische Gesundheits- und Bevölkerungspolitik, die ihren Höhepunkt in dem Völkermord an den europäischen Juden fand", zu dokumentieren. Das ist ihnen auf eindringliche Weise gelungen.



Gedenktafel am Gebäudeeingang des heutigen Otto-Suhr-Instituts für Politikwissenschaften der Freien Universität zu Berlin, Ihnestraße 22

„Neue Menschen" für die Volksgemeinschaft

Die Exposition verdeutlicht zunächst den sich wandelnden Charakter der Eugenik. In ihren Anfängen war sie als Wissenschaft nicht nur negativ belegt. Einerseits ging es vielen ihrer Verfechter von vornherein um ein pseudosachliches Befördern der „natürlichen Auslese" im sozialdarwinistischen Sinne. In ihren Augen verhinderten staatliche Wohlfahrtsprogramme und medizinische Fortschritte den „natürlichen" Lauf der Dinge. Andererseits lag eugenisches Gedankengut auch ausgewiesenen Humanisten – etwa Magnus Hirschfeld – nicht fern. Hier vor allem mit dem Gedanken an den „Neuen Menschen" als Bewohner einer lichtvollen Zukunft, zu dessen Schaffung die künstliche Beschleunigung der „natürlichen Auslese" gerade recht war. Insofern war die Eugenik von Anfang an auch Ausfluß eines technisierten Fortschritts- und Menschenbildes. Es waren die Jahrzehnte einer maschinendominierten Vision vom Menschen. Nicht nur in Ernst Jüngers „Stahlgewittern", in Fritz Langs „Metropolis" oder in den Filmen der Leni Riefenstahl gerann der Biologismus der gesellschaftlichen Eliten in eine vordergründig faszinierende künstlerische Form.

Während der 1920er Jahre gewann eugenisches Gedankengut in seiner fragwürdigen Notierung langsam, aber stetig Raum in den Köpfen der politischen und wissenschaftlichen Eliten. Die Dresdner Schau verdeutlicht, daß sich diese Entwicklung sogar in den USA vollzog. Alles konservative Wenn und humanistische Aber wurde mit der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten Makulatur. Im Ausland verdrängte man lange Zeit die absehbaren Konsequenzen. Die Schlagzeile „NS-Eugeniker wollen den perfekten Menschen" der *New York Times* vom September 1935 mochte als Headline taugen, nicht aber als Beschreibung einer realen Möglichkeiten. Doch in der reichhaltigen völkischen Szene der Weimarer Republik hatten sich etliche wissenschaftliche Abenteurer getummelt, die sich ab 1933 nur allzu bereitwillig in den Dienst der faschistischen „Rassenhygiene" stellten. Die passive und aktive Beteiligung dieser Scharlatane, aber auch ausgewiesener Experten reichte vom Verbot „gemischtrassiger

Tödliche Medizin – Rassenwahn im Nationalsozialismus. Ausstellung im Hygiene-Museum Dresden, noch bis 4. Juni 2007

The United States Holocaust Memorial Museum
www.ushmm.org

Ehen“ nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ vom Oktober 1935 bis zu dem im selben Monat verkündeten „Ehegesundheitsgesetz“, das Ehen zwischen „Erbgesunden“ und als genetisch ungeeignet betrachteten Personen verbot. „Heiraten und Kinder haben wurde eine nationale Pflicht für die ‘Erbgesunden’“, heißt es im Ausstellungstext, der in diesem Kontext Hitlers Rede vom 8. September 1934 zitiert: „In meinem Staat ist die Mutter die wichtigste Staatsbürgerin.“ Unausweichlich führte die Pervertierung der Humanwissenschaften in die Katastrophe: von der vierhunderttausendfachen Zwangssterilisation psychisch Kranker über die Euthanasieaktionen an zweihunderttausend zu „Idioten“ abgestempelten geistig behinderten Menschen bis hin zur „Endlösung“, dem industriell betriebenen Mord an Millionen Juden, Sinti und Roma in den Vernichtungslagern. Flankiert wurde dies von Einrichtungen wie der 1936 gegründeten „Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung“, deren Funktion es laut Ausstellung gewesen sei, „Aktivitäten zu verhindern, die die Fortpflanzung behinderten. Im Jahre 1937 hielt der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, eine Rede, in der er Homosexualität mit der sinkenden Geburtenrate in Verbindung brachte, und sagte: ‘Ein gutrassiges Volk, das sehr wenig Kinder hat, besitzt den sicheren Schein für das Grab.’“ – So wurde das Unvorstellbare komplexe Wirklichkeit.

Eines der größten Verdienste der Ausstellung ist es, die Vielfalt der eugenischen Maßnahmen plastisch und als notwendig aufeinander bezogen darzustellen. Die Gesundheitspolitik des „Dritten Reichs“ bot genügend Raum für abstruse Rassentheorien, doch keinerlei Nischen für die Opfer in spe. Und seien es nur Nischen „aus Versehen“ gewesen. In der Konsequenz wurden Orte wie Auschwitz und Hadamar nur Ausprägungen ein und derselben verbrecherischen Weltanschauung. Erschreckend wenige dieser ethisch vertierten Täter wurden nach 1945 zur Rechenschaft gezogen. „Ärzte“-Namen wie Josef Mengele und Otmar von Verschuer sind weltweit bekannt geworden, doch sie bildeten nur die Spitze eines Eisbergs an Massenverbrechern.

Willkommen im biologischen Staat

Bei allen historischen Retrospektiven ist die Dresdner Schau auch perspektivisch orientiert. Ohne aktuelle Debatten zu thematisieren haben es die Kuratoren geschafft, den Bogen zu modernen Entwicklungen zu schlagen. Daß der „biologische Staat“ eben keine Mär toter NS-Eugeniker ist, dämmert dem aufmerksamen Besucher schnell. Mögen die Traditionslinien vom Beginn des 20. Jahrhunderts unpopulär sein, tot sind sie keineswegs. Die rasante Entwicklung der Gentechnologie sowie der pränatalen Diagnostik schafft eine unerfreuliche Schnittmenge zur traditionellen Eugenik. Auch dieser Schoß ist fruchtbar noch; das Fehlen von Begriffen wie „Entartung“, „Erbgesundheit“ und „Volkskörper“ in der aktuellen Debatte besagt nichts. Denn die unter welchem Postulat auch immer verklausulierte Nutzung dieser modernen Möglichkeiten läuft im Ergebnis auf die fragwürdigen „rassenhygienischen“ Ziele der vormaligen Eugeniker hinaus.

Eine lobende Erwähnung verdient schließlich die didaktische Konzeption der Ausstellung. Die einzelnen Objekte ergänzen sich chronologisch hervorragend mit den eingesetzten Medien. Obwohl die einzelnen Informationsträger durchaus sparsam belegt sind, wirkt die Fülle des Stoffes zunächst bedrückend. Mit zunehmender Strukturierung des komplexen Themas gewinnt der Stoff aber an Dichte, die den Besucher nicht mehr losläßt. Neben Beklemmung wächst im Kopf des Betrachters auch die Einsicht in Wurzeln, Strukturen und Folgen einer im Gewand der Moderne daher kommenden und dennoch zutiefst inhumanen Weltsicht. Die kritische Auseinandersetzung mit zeitgeistigen Biologismen des „Neuen Menschen“ ist mit das Wertvollste, was der Museumsgast mitnimmt.

Foto: wikimedia

Re-Traumatisierungen

Späte Einsichten: Geriatrie bei Opfern sexualisierter Gewalt

Seit im Herbst 2004 das von „medica mondiale“ herausgegebene Handbuch zur Unterstützung von Frauen erschien, die Opfer sexualisierter Kriegsgewalt wurden, ist die Situation weltweit nicht besser geworden. Und noch immer ist die Arbeit des Vereins nur ein Tropfen auf den heißen Stein. (vgl. „Die Guten sind wir“, *Gigi* Nr. 37, Mai/Juni 2005). Die meisten Zivilisten – neben Frauen und Mädchen auch Männer und Jungen – müssen nach wie vor allein mit den Folgen von Terrorismus, militärischer Intervention und Krieg klarkommen.

Die Neuauflage des Ratgebers für Fachleute aus den Bereichen Gynäkologie, Psychotherapie und Rechtsbeistand wurde um einen Bereich erweitert, der dabei ganz allgemein auf dem Prüfstand landete: die Altenpflege. Für Martina Böhmer, Altenpflegerin und Autorin des Artikels über den „Umgang mit Gewalt und Trauma in der Altenpflege“ steht fest: Beinahe die Hälfte aller „heute alten Frauen unterschiedlichster Herkunft, die jetzt pflegebedürftig sind oder noch werden“, waren in ihrem Leben Gewalt ausgesetzt, einschließlich Vergewaltigung im und nach dem Krieg, in Ehe oder Kindheit. Darüber hinaus trifft laut einer Studie des Bundesministeriums für Familie, Senioren und Jugend insbesondere Migrantinnen und Flüchtlingsfrauen häufig physische und sexualisierte Gewalt. Dabei haben vor allem die Alten gelernt, diesen Teil ihrer Biographie zu verdrängen. Obwohl die meisten kaum darüber sprechen, steigt die Wahrscheinlichkeit, im Alter von den Erinnerungen eingeholt zu werden, gerade im Rahmen einer Pflegesituation. Das konkrete Gefühl, dem Personal ausgeliefert zu sein, löst oft eine Retraumatisierung aus, die sich in Form auffälligen Verhaltens wie Abwehr, Panik und Verweigerung äußert. Derartige Symptome werden jedoch selten mit zurückliegenden Ereignissen in Verbindung gebracht und von Medizinern und Psychologen in der Regel als typische Alterserkrankungen, etwa Demenz, diagnostiziert. Im Ergebnis erhalten Pflegeheimbewohnerinnen keine adäquate psychologische Unterstützung, um ihre Traumata aufzulösen oder sie zumindest als solche anzunehmen, sondern werden mit Psychopharmaka „ruhiggestellt“ oder sogar mit Elektrokrampftherapie „behandelt“. Böhmer bemängelt, die Diagnose „Posttraumatisches Belastungssyndrom (PTBS)“ sei in der Geriatrie noch kaum bekannt. Lediglich einigen Zufallsbefunden engagierter PflegerInnen sei es zu verdanken, daß Patientinnen unter Umständen lebenslang Psychopharmaka einnehmen müssen – mit allen Nebenwirkungen. Trauma-Reaktivierungen nehmen laut Böhmers Forschungen im Alter tendenziell zu – allein durch die notwendige Pflege werden die persönlichen Grenzen einer Person tagtäglich überschritten. Dabei komme es unweigerlich zu Ohnmachtsgefühlen, die an Erlebtes anknüpfen können. Zusätzlich bestehe stets eine reale Gefahr durch – gewollte oder ungewollte – Gewalt seitens des Personals. Ebenso seien ohne Absprache mit der Patientin getroffene Diagnosen und Behandlungen oftmals Auslöser einer Retraumatisierung. Böhmer nennt Alltagssituationen: Sobald morgens die Tür des Zimmers geöffnet wird, wird der Heimbewohnerin jede Entscheidung abgenommen: Sie wird angefaßt, ausgezogen und gewaschen, zur Toilette gebracht und wieder angezogen. Dabei kann jede/r Anwesende sie nackt oder bei medizinischen Prozeduren beobachten, angefangen von der Zimmernachbarin, dem Arzt oder Praktikanten bis zum Handwerker. Als besonders folgenschwer empfindet Böhmer, daß Pflegende kaum darin ausgebildet seien, den Zusammenhang zwischen einer Verweigerung und sexualisierter Gewalterfahrung zu erkennen. Ein Grund dafür seien die Ziele, die Pflege und Medizin für alte Frauen gesetzt hätten: Die Betreute soll, vor allem in Zeiten zunehmenden Personalmangels, „händelbar“ gemacht werden. Darum schlägt Böhmer vor, durch Gespräche mit der Heimbewohnerin nicht nur deren Würde wiederherzustellen, sondern möglichst gemeinsam mit ihr eine Pflegeplanung aufzustellen. Dabei sollten Absprachen mit ihr verbindlich sein und ihre Autonomie durch das klare Einhalten von Grenzen unterstützt werden. Keinesfalls dürften ihr irgendwelche „Therapiemaßnahmen“ aufgezwungen werden. Allein durch das Respektieren der Persönlichkeit der Betroffenen und explizites Eingehen auf ihre Probleme ließe sich in vielen Fällen bereits eine Verbesserung der Symptomatik erzielen. Andererseits seien auch Pflegende zunehmend überfordert, weil sie trotz gutem Willen vieles aus Zeitknappheit nicht umsetzten könnten. Darum lautet das Fazit der Autorin dieses Artikels: Auch ohne explizite Traumatisierung möchte man sich nur schwerlich an die Vorstellung gewöhnen, eines Tages selbst in einer gerontologischen Klinik zu landen.

Lizzie Pricken

Medica mondiale e.V., Karin Griese (Hg.): Sexualisierte Kriegsgewalt und ihre Folgen. Handbuch zur Unterstützung traumatisierter Frauen in verschiedenen Arbeitsfeldern. Zweite, aktualisierte Auflage, Mabuse Verlag, Frankfurt am Main 2006, 456 Seiten, 34,90 Euro

Jenseits der Heteronormativität

Kunstwerke sind keine mimetischen Abbilder der Natur, sondern stets auch Bilder einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die Vorstellungen ihrer jeweiligen Entstehungszeit transportieren. Das Überschreiten beziehungsweise Auflösen von Geschlechtergrenzen ist ein immer wiederkehrendes Thema seit der Antike. Dekonstruktivistische Theorien von und nach Judith Butler beschreiben Weiblichkeit wie auch Männlichkeit auf einer diskursiven, symbolischen Ebene als nicht naturgegeben, sondern als konstruiert. Dies erläutert anhand visueller Inszenierungen von maskulinen Frauen und effeminierten Männern

PETRA M. SPRINGER

Durch die Anrufung (Interpellation) wird laut Butler den Menschen Geschlecht zugeschrieben. Sie übernimmt diesen Begriff von Louis Althusser, der in „Ideologie und ideologische Staatsapparate“[1] mit Anrufung den Prozeß bezeichnet, durch den die Ideologie das Individuum als Subjekt anruft und konstituiert. Im Gegensatz zur einmaligen Anrufung des göttlichen Performativums bei Althusser, die keine Möglichkeiten des Widerstands und der Reartikulation in sich birgt, geht Judith Butler von der Iterabilität (Wiederholbarkeit) aus. Bereits Jacques Derrida wies auf die iterative Struktur des Zeichens hin, indem er die Möglichkeit des Zeichens beschreibt, mit jedem gegebenen Kontext brechend unendlich viele neue Kontexte zu erzeugen.

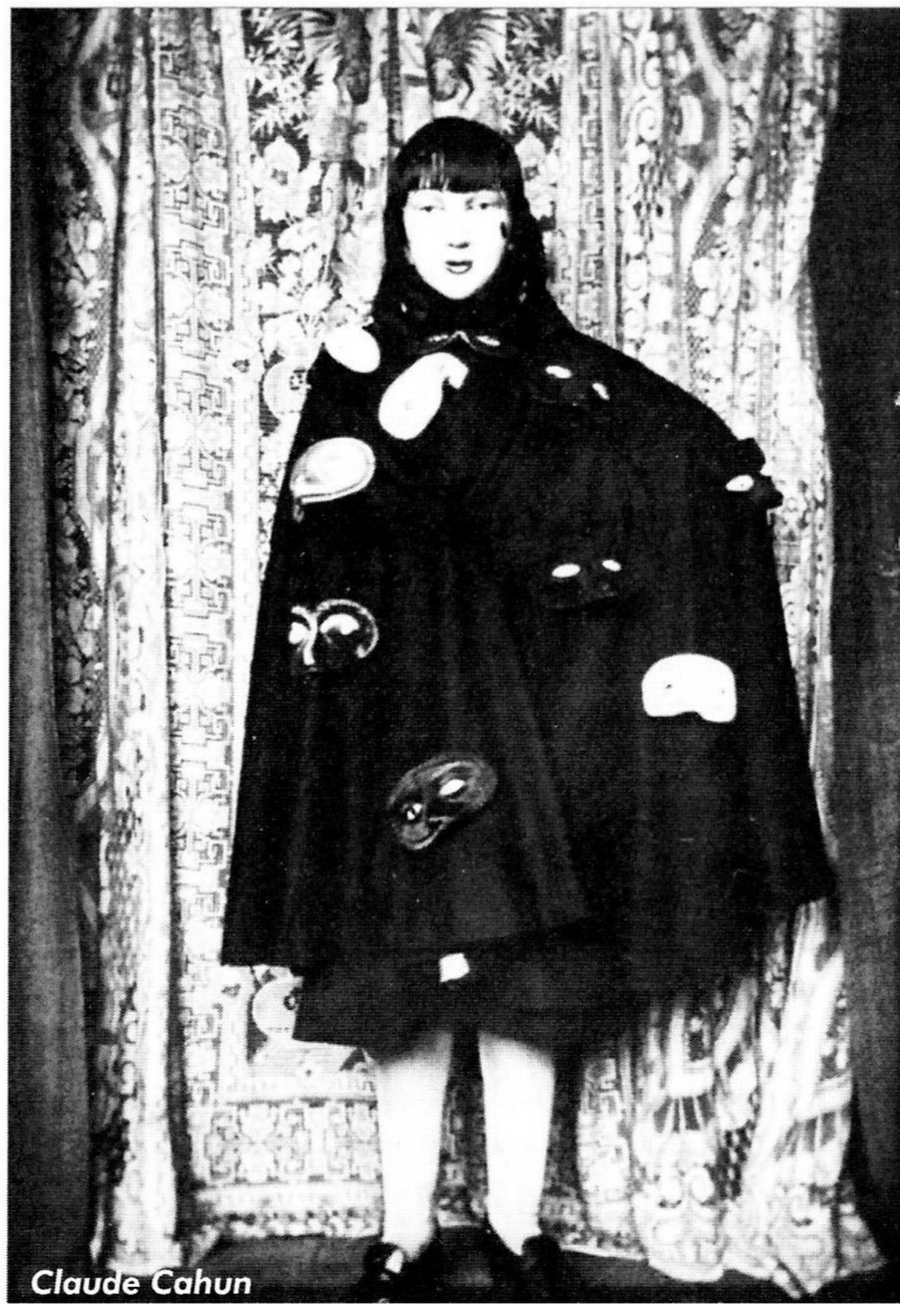
Butlers Parodiekonzept beschreibt, daß Phallogozentrismus und die Zwangsheterosexualität in der westlichen industrialisierten Gesellschaft diskursiv dekonstruiert werden können. Um die soziale Produktion von Geschlecht zu verdeutlichen, prägte Butler den Begriff Performanz. Durch ritualisierte Wiederholung von Handlungen beziehungsweise Performanz (in Anlehnung an die Sprechakttheorie John L. Austins) werden Bezeichnungen und Begriffe erzeugt und erscheinen als natürlich – es wird die Illusion einer Geschlechtsidentität suggeriert. Homosexuelle „beider“ Geschlechter stellen die aufgrund gesellschaftlicher Heteronormativität miteinander gekoppelten Kategorien *sex*, *gender* und *desire* in Frage. Sie imitieren herkömmliche Geschlechterrollen, und diese Parodie entlarvt, daß es sich schon bei dem Vorbild um kein natürliches Original handelt, sondern ebenfalls um eine künstliche, in performativen Akten hervorgebrachte Kopie. Da Darstellungen von Geschlecht individuell interpretierte Nachahmungen einer Fiktion sind, sind Travestie und Mimikry somit offen für Subversion und Widerstand, wenn beispielsweise die Codes vertauscht, die Grenzen verwischt werden. Dies drückt sich deutlich im weiblichen sowie männlichen Crossdressing aus. Es stellt die Heteronormativität in Frage und kann so das System destabilisieren.

Der Beitrag
ist die modifizierte Fassung eines anläßlich der Tagung „Heteronormativität und Homosexualitäten – Forschung in Anknüpfung an Michael Pollak“ am 9. November 2006 an der Johannes Kepler Universität Linz gehaltenen Vortrages.

Gendergames

Man Ray fotografierte Marcel Duchamp in den 1920er Jahren als Rrose Sélavy, wo der Name auf Eros und Leben verweist: einen Mann in Habitus und Kleidung einer Frau. Ein Mann posiert in dieser Travestie für einen Mann hinter der Kamera, was einen homoerotischen Aspekt in dieses Bild bringt. Der Künstler trägt Make-up, eine Perücke, Ringe, Armbänder, einen Hut und einen Mantel mit Pelzkragen. Giovanna Zapperi bringt diesen dargestellten Typus einer Frau in ihrem Aufsatz „Rrose Sélavy ou la féminité comme spectacle“[2] mit der Garçonne in Verbindung, eines in den 1920er Jahren häufigen Typus einer emanzipierten, androgynen, berufstätigen, sportlichen und sexuell befreiten Frau, deren Lebensgefühl an einen bestimmten Frisuren-, Schmink- und Kleidungsstil als Kommunikations- und Identitätsträger gebunden ist.

Duchamp hat die Fotografie am Arm signiert mit „lovingly Rrose Sélavy alias Marcel Duchamp“, wodurch er auf die Weiblichkeit als Konstruktion verweist. Diese Signatur erinnert an Autogrammkarten von Filmstars, die sich nach Erfindung des Films Ende des 19. Jahrhunderts etablierten. Diese Travestie Duchamps wird aber nicht nur durch die Signatur entlarvt, sie mißlingt auch, da beispielsweise bei genauerer Betrachtung Bartstoppeln um den Mund sichtbar werden. Es handelt sich dabei um eine Kopie ohne Original, das heißt immer um eine Kopie der Kopie. Duchamp übernimmt das zeitgenössische Konstrukt des Filmstars, ei-



Claude Cahun

Man Ray

ner Diva beziehungsweise einer Garçonne und persifliert dieses. Begriffe wie Inszenierung, Spiel, Mimesis und Maske können damit in Zusammenhang gebracht werden.

Romaine Brooks malte ein Porträt von Peter, mit einem Mantel bekleidet, mit kurzem Haar, im Profil. Das Gesicht wirkt sehr maskenhaft. Gedankenversunken sitzt die Person im Bild. Es könnte sich dabei um einen jungen Mann, einen Dandy handeln. Oder können wir doch leichte weibliche Züge im Gesicht ablesen? Nicht unbedingt. Abgebildet ist der englische Maler Gluck alias Hannah Gluckstein, die, männlich gekleidet, lesbisch liebend in England lebte. Wie die Signatur bei Duchamp, so verweist in diesem Bild der Titel auf das Crossdressing: „Peter, a Young English Girl". Beide Künstlerinnen portraitierten sich damals gegenseitig.

Romaine Brooks ist vor allem bekannt geworden durch ihr malerisches Festhalten der Ikonen des lesbischen Paris in den 20er Jahren. Sie bildete lesbisches Begehren in ihren androgyn bis maskulin wirkenden Frauendarstellungen ab. Weibliche und männliche Elemente sind nicht mehr aufschlußreich für das Zuweisen des Geschlechts und stellen dessen Konstruktion bloß. Das Tragen von Männerkleidung und die dandyeske Inszenierung waren damals ein privilegiertes Kennzeichen der Oberschicht. Diese Lesben lebten finanziell unabhängig und hatten Teil an der sozialen wie wirtschaftlichen männlichen Macht. So auch Gluck, die, obzwar die reiche Familie schokkiert war von den Inszenierungen, von dieser finanziell unterstützt wurde.

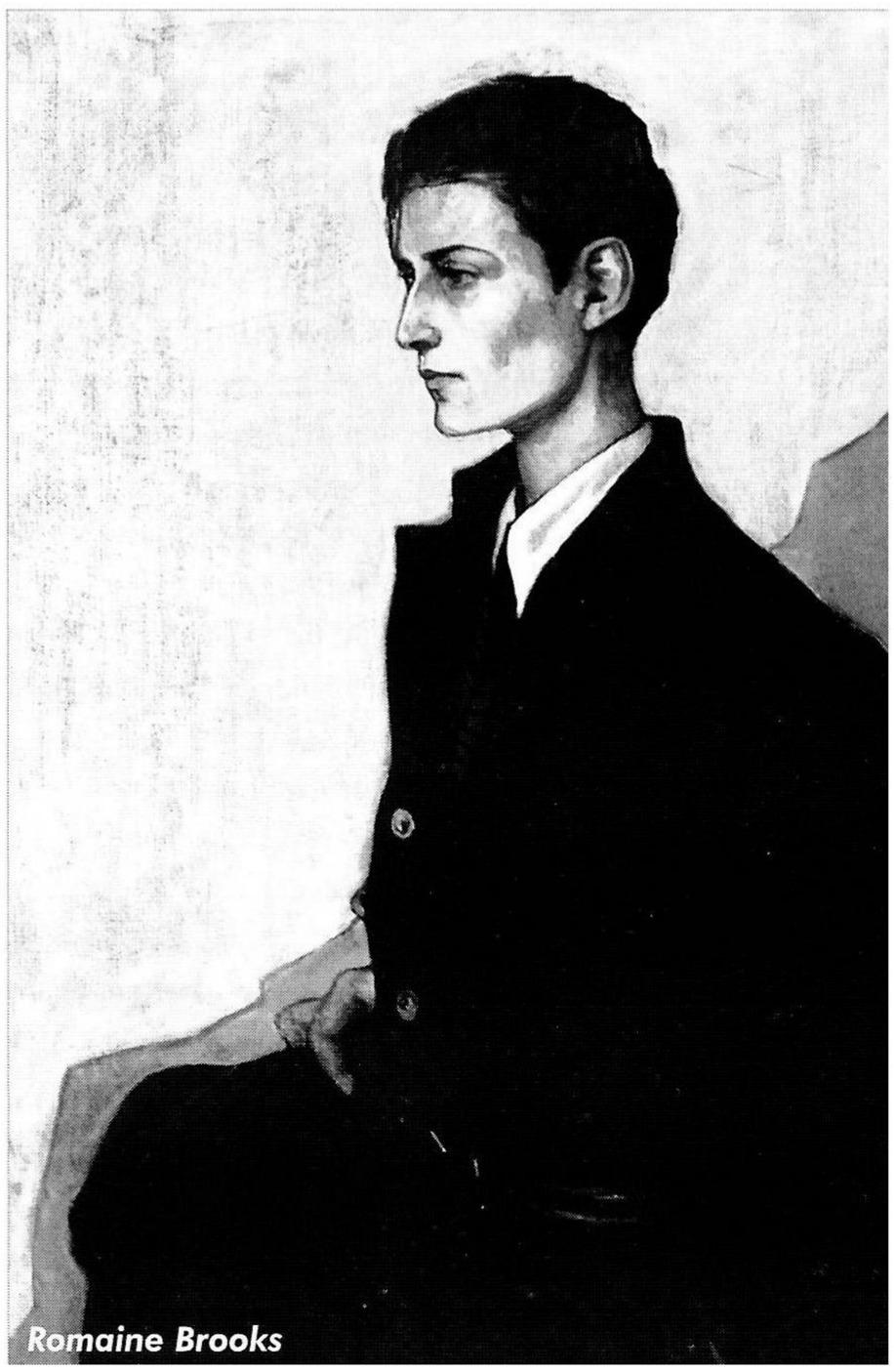
Im Namen des Vaters

Claude Cahuns fotografische Werke sind dagegen durchdrungen von Themen und Metaphern wie Dialektik der Maske und des Spiegels, Androgynie oder Ambivalenz der Identität. Claude Cahun ist ein Pseudonym, das Lucy Schwob 1917 annahm. Durch das Benennen werden wir an einen sozialen Ort und in eine soziale Zeit versetzt. Judith Butler geht in „Haß spricht. Zur Politik des Performativen"[3] auf den Eigennamen ein, mit dem wir angeredet werden. Bei der Benennung handelt es sich um eine einseitige Handlung von jemandem, der/die bereits benannt und in die Sprache eingegangen ist. „Auch nachdem das Subjekt einen Eigennamen erhalten hat, bleibt es der Möglichkeit unterworfen, erneut benannt zu werden."[4] Cahun widersetzte sich der wiederholten Anrufung durch die Namensgebung, indem sie ihren änderte. Ihre Arbeiten wurden fast fünfzig Jahre kaum beachtet und wenn doch, dann wurde Cahun bis in die achtziger Jahre hinein aufgrund des männlichen Vornamens und der androgynen Selbstdarstellungen als Mann in den Aufzählungen der Surrealisten genannt.

Ihre Selbstdarstellungen zeigen Identität außerhalb der Beschränkungen von Körper und Geschlecht beziehungsweise lösten die festgeschriebenen Identitäten auf. Es ging ihr aber nicht um den Austausch der Geschlechterrollen, sondern um die Aufhebung der Binarisierung des Geschlechts. Im Gegensatz zu Fotos anderer Surrealisten jener Zeit erscheint in ihren Bildern die Frau nicht als erotisches Schaustück, als Natur oder Geheimnis. Cahun benutzte ihren Körper als Projektionsfläche, um kulturelle Stereotypen von Weiblichkeit zu untergraben, und durchbricht konventionelle visuelle Codes weiblicher Haltung. Ihr Gesicht ist weiß geschminkt und Masken sind auf ihrem Cape befestigt. Dieses Bild kann mit „Weiblichkeit als Maske", einem psychoanalytischen Text Joan Rivieres, in Zusammenhang gebracht werden.[5]

Christopher Makos fotografierte Andy Warhol 1981 in divaesker Gestik und Mimik. Die Diva ist laut Elisabeth Bronfen ein historisches Phänomen, das zeitgleich mit der Fotografie im 19. Jahrhundert entstand und den klassischen Helden aus der Antike mit seinen außerordentlichen Taten ablöste sowie Bezüge zum Märtyrer hat. Sie gewährt Einblicke in ihr Privatleben, wodurch die private und die öffentliche Person eins werden. Diese zwei Körper – Image und Leib – sind für alle sichtbar miteinander verbunden. Es besteht kein Unterschied zwischen Bühnen- und Filmrollen und privaten Posen, die Maske scheint mit der Person verschmolzen zu sein. „Die Diva entsteht vor dem Hintergrund einer Krise des Subjekts, als Folge der unentscheidbar gewordenen Frage, ob es eine menschliche Essenz jenseits ideologischer Prägungen gibt oder ob der Mensch nur als Verkörperung kulturelle Konstruktionen zu begreifen ist."[6] Sie ist ein Sonderfall des Starsystems, „[e]in Unfall im Mythensystem des Stars"[7].

In der Maske der Diva ist Andy Warhol geschminkt, er trägt eine blonde Perücke und posiert „weiblich" mit über dem rechten Oberschenkel gekreuzten Händen vor der Kamera. Ironisch imitiert er Shirley Temples Gesten. Warhol trägt aber ein Hemd mit Krawatte und eine Jeans mit Gürtel. Auch im wirklichen Leben trug Warhol eine Perücke und nimmt „mit dem eigenen Leib auf den Divakörper wie jenen der Monroe explizit Bezug und demonstriert mit seiner überzeichneten Aneignung der Divapose, daß der Starkörper nicht einfach geboren beziehungsweise entdeckt wird, sondern richtiggehend als Produkt entworfen werden muß"[8].

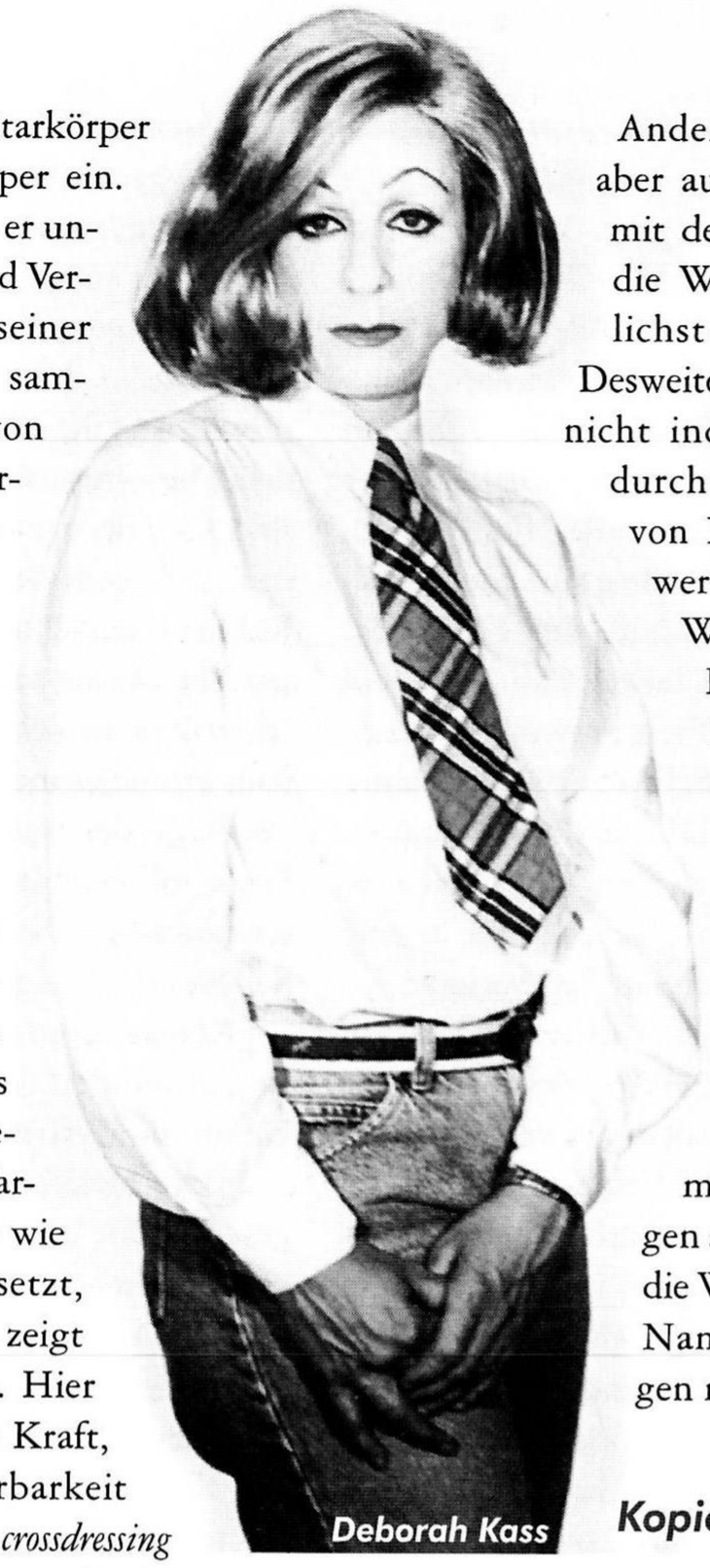

Romaine Brooks

Fotos: Musée des Beaux-Arts, Nantes,; Artists Rights Society New York; Smithsonian American Art Museum

Warhol setzte seinen Starkörper als inszenierten Bildkörper ein. Als verletzliche Diva litt er unter mangelnder Nähe und Vereinsamung. Während seiner proletarischen Kindheit sammelte er Fotografien von Hollywoodstars und versuchte dann als Erwachsener, deren glamouröses Leben nachzuleben. Er umgab sich mit *drag queens*, welche die ideale Filmstar-Weiblichkeit imitierten.

Wie Warhol in seinen Siebdrucken Bilder ständig wiederholte, nimmt er in dieser Fotografie das Bild des Starkörpers, das Bild der Diva auf und wiederholt diese. Indem Warhol maskuline Elemente wie die Krawatte ins Bild setzt, kippt aber das Bild und zeigt deutlich die Performanz. Hier zeigt sich die subversive Kraft, indem durch die Iterierbarkeit Veränderung eintritt. Das *crossdressing* ist nicht entweder aneignend oder subversiv, sondern beides zugleich. Es ist nicht die Diva, die wir sehen, sondern es handelt sich dabei um Andy Warhol, der eine Diva performiert.

Im Kunstsystem wird der Künstler mit seinem Namen angerufen. Da diese Anrufung respektive Übernahme einer Position in der symbolischen Ordnung, die eigene Identifikation nie absolut sein kann, wird sie ständig wiederholt. Wie bereits erwähnt wird man laut Judith Butler durch die Namensgebung ganz ohne eigene Wahl im Diskurs situiert. Warhols Geburtsname lautete Andrew Warhola. Ab 1949, nach der Übersiedlung nach New York, nannte er sich Andy Warhol. Somit widersetzte er sich wie Claude Cahun der wiederholten Anrufung durch die Namensgebung. Im Kontext des Kunstbetriebs und dessen Forderung nach Namen beziehungsweise deren Wiederholung, um seinen/ihren Namen und dessen Identität zu sichern, eröffnet sich für künstlerische Subjekte die Chance, Festlegungen und Identitätsforderungen teilweise zu negieren. Der Name kann somit verändert werden; in anderen diskursiven Feldern ist das nicht möglich. Der Zwang, den wiederkehrenden Anrufungen zu folgen, die eigene Identifikation zu wiederholen, ist nach Butler jedoch nicht gleichbedeutend mit dem Zwang, sie in gleicher Weise zu wiederholen.



Deborah Kass

Kopie ohne Original

Andererseits kann man aber auch, wie es Warhol mit den Siebdrucken tat, die Wiederholung möglichst exakt vollziehen. Desweiteren kann der Name nicht individuell, sondern durch eine ganze Reihe von Personen vertreten werden, wie es auch in Warhols Factory der Fall war, wo viele Menschen arbeiteten. Durch das kollektive Arbeiten ist es möglich, Identitätsansprüchen nach außen hin zu genügen, im Inneren aber über permanente Veränderungen sicherzustellen, daß die Wiederholungen des Namens Verschiebungen mit sich bringen.

Deborah Kass zitiert in „Altered Image #2" jenes von Andy Warhol. Obwohl es sich um eine Reproduktion des Bildes handelt, entsteht bei genauer Betrachtung durch diese Wiederholung wiederum Differenz. Die Haare fallen anders, die Pose ist nicht identisch, ebensowenig die Krawatte und der Gürtel. Es ist deutlich sichtbar, daß eine andere Person hinter Warhols Maske steckt, der seinerseits die Figur der Diva imitiert. Warhols Travestie dekonstruiert die geschlechtliche Anrufung, indem er sich als Frau präsentiert. Kass dagegen performiert einen Mann, der eine Frau darstellt, es handelt sich somit um eine Travestie der Travestie. In Kass' Bild wirkt das Gesicht maskenhafter. Mit dem Wissen, daß es sich dabei um eine Frau handelt, scheinen die männlichen Kleidungsstücke störender als in Warhols Performanz mit dem Wissen, daß es sich dabei um einen Mann handelt. Ohne das Warholsche Vorbild, das allein schon kein Original ist, sondern bereits die Figur der Diva persifliert, die wiederum ein unechtes Konstrukt ist, würde Kass' Wiederholung des Sujets einen anderen Effekt bei den BetrachterInnen hervorrufen. Da die Figur der Diva in der patriarchalen Gesellschaft ein männliches Konstrukt ist, das Warhol persifliert, handelt es sich bei der Reproduktion von Deborah Kass um die Wiederholung eines männlichen Frauenbildes. Wüßten wir nicht, wen die Bilder zeigen, wir würden bei einer Geschlechtsdefinition ins Schwanken geraten. Sie verweisen auf die Konstruiertheit des Geschlechts, das performiert wird. Erst die versuchte Reproduktion des Nicht-Originals und das Versagen der genauen Zitation verdeutlichen: Die Iterierbarkeit von Äußerungen birgt subversives Potential.

Der japanische Fotograf Yasumasa Morimura setzt sich in seiner Kunst unter anderem mit westlichen Gemälden und Fotografien auseinander. In „To My Little Sister: for Cindy Sherman" zitiert er ein Werk Shermans. Parallel zur feministischen Filmtheorie setzt sich Cindy Sherman mit der Konstruktion von Weiblichkeit vor allem im Kino beziehungsweise im Fernsehen auseinander. Sie dekonstruiert die weibliche Darstellung, indem sie sich die mimetische oder parodistische Maske als künstlerische Strategie zu eigen macht. Ihre „Film Stills" zeigen deutlich die Vielseitigkeit weiblicher Masken, die Masken der Anderen, wobei die Frau als Bild aufgefaßt wird. Diese Fotografien wurden wie Ausschnitte aus Filmsequenzen abgelichtet und veranlassen die BetrachterInnen, diese Fotos bekannten Filmen zuzuordnen, die in Wahrheit nie gedreht wurden. Sie inszeniert Identität in der Imitation schauspielerischer Darstellungen. Laut Elisabeth Bronfen gestaltet Cindy Sherman diese Fotos ganz bewußt als reine Simulacra – als authentische Kopien ohne Original. Sowohl die dargestellte Figur als auch das Weiblichkeitsbild, das sie verkör-

Yasumasa Morimura

pert, stellen mögliche, jedoch allesamt fiktive Standbilder nach. In „Untitled n° 96" liegt Sherman als Teenager mit einem Zettel in ihrer rechten Hand vermutlich auf einem Küchenboden. Der Ausschnitt ist sehr knapp gewählt, so daß Körperteile abgeschnitten sind. Sie blickt nicht aus dem Bild, sondern ihr Blick geht ins Leere. Scheinbar hat sich etwas ereignet, steht etwas Tragisches auf dem Papierfetzen, aber sie stellt es nur nach, ohne daß in der Realität etwas vorgefallen wäre. Cindy Sherman entwirft nach Doris Kolesch und Annette Jael Lehmann „ein meta-reflexives Spiel mit der kulturellen Matrix von Geschlechterbildern [...], um widerspruchsvolle Identifikationsangebote innerhalb der für Differenzen durchlässig gewordenen Raster von Gender und Sexualität anzubieten."[9]

Christopher Makos

Yasumasa Morimura stellt „Untitled n° 96" von Sherman nach. Aufgrund der Kleidung, des Fußbodenmusters, des Zettels und der asiatischen Gesichtszüge wird klar, daß es sich nicht um das vermeintliche Bild Shermans handelt, sondern um eine imitative Selbstinszenierung des Künstlers. Es ist die Kopie der Kopie. Morimura zeigt, daß die Wiederholung die Möglichkeit der Veränderung eröffnet und die Vorgängigkeit von Wirklichkeit ebenfalls als Konstruktion aufgefaßt werden kann. Er stellt in diesem Bild eine Frau dar, wodurch er Geschlecht re-inszeniert. Wie Sherman imitiert er die Szene aber nicht gänzlich. „Die sozialen, ethnischen und gestisch-habituellen Markierungen des Körpers – die nicht nur im passivischen Sinne als Einschreibungen zu verstehen sind, sondern als Konstitutionsformen von Körperlichkeit – bilden den Fokus von Morimuras photographischen Projeken."[10]

Ohne Kenntnis der Fotografie Shermans würde Morimuras Darstellung nicht denselben Effekt bei BetrachterInnen hervorrufen und auf die Konstruiertheit verweisen. Er verweist auf die Differenz zwischen dem vermeintlichen Original und der Kopie. „Der offengehaltene Prozeß des Abgleichens von Ähnlichkeit und Differenz führt dabei zur Einsicht in die Konsturiertheit und Nicht-Ursprünglichkeit des Originals. [...] Demzufolge gibt es kein zu imitierendes und zu reproduzierendes Original. [...] Bei Morimuras Serie handelt es sich also um eine spielerische Auseinandersetzung mit den dichotomisch organisierten Mustern von Original und Fälschung, von Wirklichkeit und Imagination, von Vorbild und Kopie: Die Auflösung des Originalitätsparadigmas korrespondiert mit der Betonung der simulakralen Verfaßtheit jeglicher Repräsentation und Identität."[11]

Resignifikations-Prozesse

Bilder sind Zeichen, die alle Informationen auf einmal preisgeben und die Geschlechtsidentität in einer Kultur durch ständige Wiederholung prägen. Die Bilder zeigen, daß der Körper nicht nur ist, sondern gemacht wird – im Falle der Kunstwerke durch KünstlerInnen, die somit auch einen Zeitgeist mittransportieren, ein Bild von Männlichkeit und Weiblichkeit zu jener Zeit. Kunstwerke können somit scheinbar fixe Identitätsmodelle auflösen. Das Crossdressing zeigt deutlich, wie Kleidung, Mimik, Gestik die Geschlechter und Geschlechtsunterschiede konstruieren und dekonstruieren. KünstlerInnen re-inszenieren Posen und Darstellungsmuster und erzeugen dadurch Images von Geschlecht. Diese Inszenierungen bieten Raum für Veränderungs- und Resignifikationsprozesse. Die Geschlechtergrenzen werden in den künstlerischen Werken, wo der Körper als Material aufgefaßt wird, aufgelöst beziehungsweise verschoben. Somit können Bilder die binäre Geschlechtskonstruktion bloßstellen oder auch manifestieren. Heteronormative Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit können dekonstruiert werden.

Die als normal, weil weitgehend als naturgemäß empfundene Heterosexualität beruht auf Zwangszuschreibungen, die durch die Differenzierung der Geschlechter ein hierarchisches, Geschlechteridentität erzeugendes Machtverhältnis etablieren, was in den Bildbeispielen hinterfragt wird. Sogenannte *gender acts* stören die Kategorien des Körpers, des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und der Sexualität. Die Vorstellung, daß soziokulturelle Bedeutungszuschreibungen körperliche Einschreibungen seien, läßt einen Begriff von Wiederholung zu, der im individuellen Fall Brüche, Sprünge und Verschiebungen ermöglicht. Da *sex* und *gender* konstruiert sind und ständig wiederholt werden müssen, liegt darin auch eine subversive Kraft: Die Wiederholung kann mißlingen – bewußt oder auch unbewußt –, und dadurch können Veränderungen stattfinden, auch gesellschaftliche Umwandlungen.

Anmerkungen/Quellen

[1] Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung). In: ders.: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Berlin 1977, S. 108-153

[2] Vgl. Zapperi, Giovanna: Rrose Sélavy ou la féminité comme spectacle. In: Bung, Stephanie/Zimmermann Margarete (Hg.): Garçonnes à la mode im Berlin und Paris der zwanziger Jahre. Göttingen 2006, S. 104-117

[3] Butler, Judith: Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt/Main 2006

[4] Ebd., S. 53

[5] Vgl. Springer, Petra M.: Eine Maske ist eine Maske ist eine Maskerade. In: Gigi. Zeitschrift für sexuelle Emanzipation. Nov./Dez. 2006, No. 46. Berlin 2006, S. 26-29

[6] Bronfen, Elisabeth/Straumann, Barbara: Die Diva. Eine Geschichte der Bewunderung. München 2002, S. 43-67, S. 58

[7] Ebd., S. 46

[8] Ebd., S. 169f

[9] Kolesch, Doris/Lehmann, Annette Jael: „Zwischen Szene und Schauraum – Bildinszenierungen als Orte performativer Wirklichkeitskonstitution". In: Wirth, Uwe: Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main 2002, S. 347-365, S. 354

[10] Ebd.

[11] Ebd., S. 357

Cindy Sherman

Repros. Deborah Kass / Private Collection; Yasumasa Morimura / Courtesy des Künstlers und Luhring Augustine; Cindy Sherman. Photographic Work 1975-1995, München 1995; Bronfen, E./Straumann, B.: Diva. Eine Geschichte der Bewunderung. München 2002

Zieh Leine, Azrail!

Murathan Mungan gilt im westlichen Europa als Exot: Als offen homosexueller Autor, der in seiner Literatur vorwiegend auf traditionelle Mythen und Märchen vor allem des osmanischen Reichs zurückgreift und als einer, der sich dezidiert politisch äußert, will er nicht so recht in das gerade in Deutschland vorherrschende Stereotyp vom türkischen Mann als homophobem Proll aus den hintersten Bergen passen: Ein schwuler Ästhet aus Istanbul, vielleicht sogar ein Kommunist? Eindrücke auf einer von vier Lesungen der Lesetour im Dezember in sammelte Dirk Ruder

Der Lesesaal ist proppevoll. Eigentlich hätte die Veranstaltung um zwanzig Uhr beginnen sollen, doch inzwischen ist es zwanzig nach und noch immer warten Dutzende Besucherinnen und Besucher geduldig in einer langen Schlange vor der Kasse. Eilig werden weitere Stühle herbeigeschafft und die Bestuhlung bis in die „Geheime Bastelecke" der Kinderbücherei erweitert. Mit derartigem Andrang haben die Veranstalter offenbar nicht gerechnet.

„Liebe Freunde der türkischen Literatur, Sie können sich vorstellen, wie aufgeregt ich bin", eröffnet ein Mitarbeiter die Veranstaltung. Schon einmal war Murathan Mungan in die Duisburger Bücherei gekommen, doch 1994 fand die Lesung in wesentlich kleinerem Kreis statt. Der Redner dankt den örtlichen Migrantenvereinen, die die Lesung ermöglicht haben, und weist lobend auf die von der Robert-Bosch-Stiftung initiierte und vom Unionsverlag edierte *Türkische Bibliothek* hin. Sechs Bände erschienen seit Herbst 2005, mit „Palast des Ostens" liegen nun erstmals zum Teil schon vor einem Vierteljahrhundert entstandene Texte von Murathan Mungan in deutscher Sprache vor.

Die *Türkische Bibliothek* hat sich viel vorgenommen: Die letzten hundert Jahre der türkischen Literatur will die Reihe in insgesamt zwanzig Bänden abbilden. Im Schnelldurchlauf, denn bis zum Anschluß der Türkei hat die EU-Kulturszene noch viel nachzuholen. Das Schwergewicht des Projekts liege „auf jenen Autorinnen und Autoren, die trotz ihrer Bedeutung bislang der deutschsprachigen Leserschaft noch nicht angemessen zugänglich gemacht wurden", heißt es konsequenterweise in einer Information zur Edition. Mit anderen Worten: Vor allem deutsche Verlage haben da wohl einen Trend verpennt – und verschlafen ihn offenbar noch immer. Der ehrbare Unionsverlag jedenfalls sitzt in Zürich. Allein um Murathan Mungan lesen zu können, lohne es sich, Türkisch zu lernen, suchte ein Rezensent noch am 29. November ausgerechnet in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* für deutsche Leitkultur, die Peinlichkeit jahrelang gepflegter Ignoranz zu übertünchen. Doch die Dinge sind in Bewegung geraten. Bevor Murathan Mungan und Dolmetscher Recai Hallaç das Podium betreten, streift der Gastgeber das politisch derzeit nicht eben „wolkenlose" Verhältnis zwischen der Türkei und Deutschland. Doch habe dies heute keinen Einfluß mehr auf andere Bereiche. „Wir erleben eine Blütezeit im türkisch-deutschen Kulturaustausch."

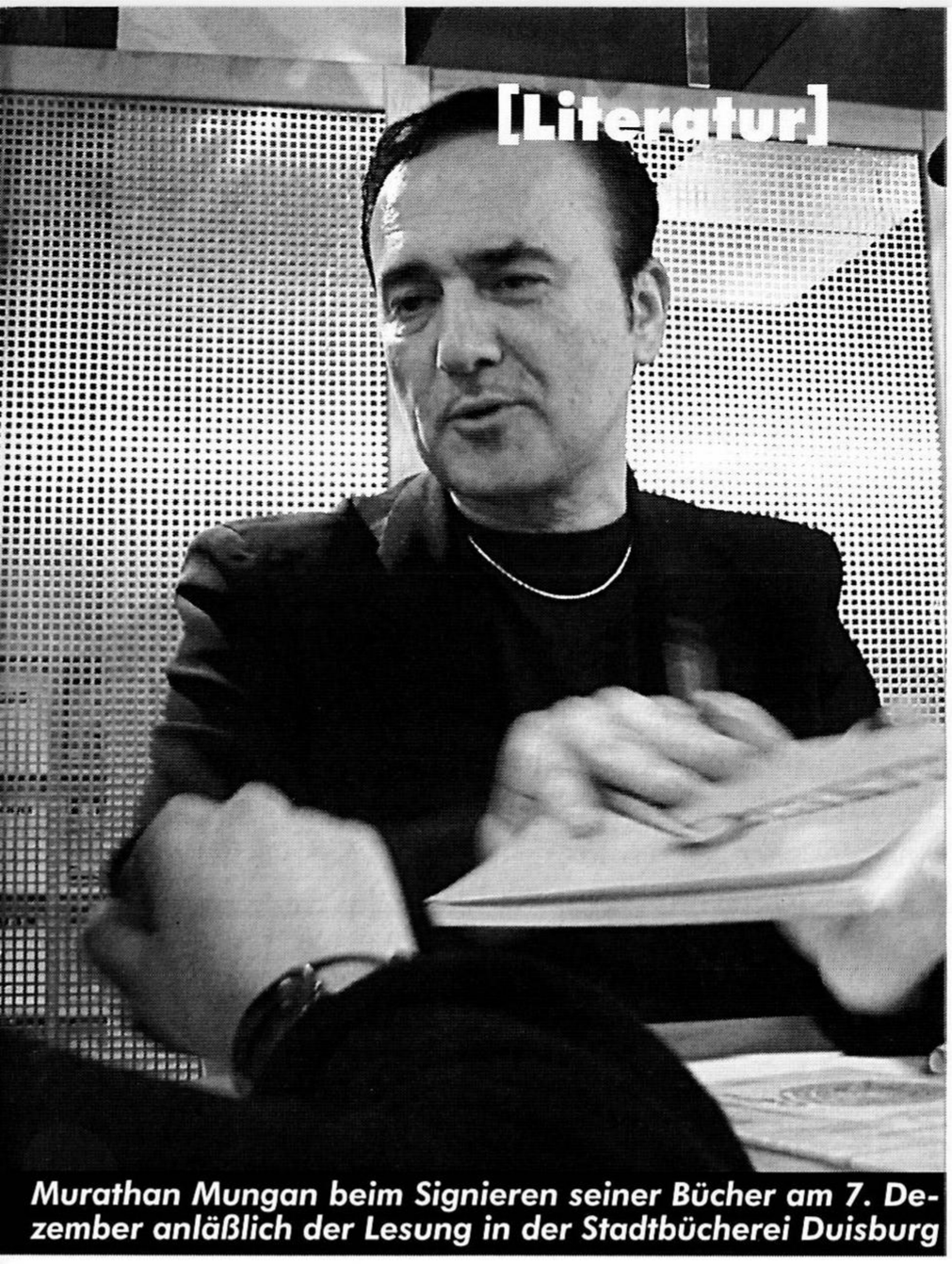
Dann begrüßt der Autor das Publikum: „Mehr als zehn Jahre sind seit meiner ersten Lesung hier vergangen. Sie sind viel zahlreicher geworden!" Ein Heimspiel. Duisburgs türkische Gemeinde ist gekommen: Studenten, Taxifahrer, Hausfrauen mittleren Alters, sogar junge Mütter mit Babies im Wickeltuch – ohne Mann. Viele haben eines von Mungans auf Türkisch erschienenen Büchern zum Signieren dabei. Noch eine halbe Stunde nach der Lesung, als die wenigen deutschsprachigen Exemplare längst verkauft sind, wird der Büchertisch dicht von emsig diskutierenden Menschen umlagert sein. Doch als Mungan die Lesung beginnt, liegt für zwei Stunden eine erwartungsvolle Stille im Saal. Kein Handy klingelt, niemand schwatzt oder legt eine spontane Raucherpause im Foyer ein. Nur einmal fängt das Baby zu schreien an, just als Mungan von der merkwürdigen Einsamkeit der Männer spricht, in der es auch in der ersten Geschichte aus dem „Palast des Ostens" geht: „Ökkes und Cengâver".

Die Geschichte beginnt so: „Am östlichen Mittelmeer: die Berggipfel des Taurus in der Umarmung des Meeres. Der Himmel darüber gehört den Vögeln (ihre Flügel verdunkeln die Sonne). Die Natur ist hier so groß wie das Schicksaal der Menschen." Es gibt Sterne, die Karawanen ins Verderben führen, es gibt blutige Rituale, Pferde, und es gibt Ökkes (sprich: Ökkesch) und Cengâver (Dschenn-gjaa-wehr). Die Jungen an der Schwelle zum Mannsein verbindet eine seltsame Sehnsucht zueinander, aber dies ist nicht Brokeback Mountain, und die der Tradition mündlicher Überlieferung entspringende östliche Erzählweise folgt anderen narrativen Regeln als das US-Cinema. „Im Osten werden Geschichten erzählt, im Westen werden Geschichten konstruiert", beschreibt Mungan den Unterschied. „Ich bin ein Geschichtenerzähler. Mein Ziel ist, daß Sie am Ende sagen: Ach, wie schön hat der erzählt!"

Viele von Mungans Geschichten gehen von tradierten Märchen oder Mythen aus, „die ich mit meinen Themen und Problemen anreichere. Damit schreibe ich die Geschichten neu. Niemand kann behaupten, daß dieses Neuschreiben alter Geschichten einfacher wäre, als ganz bei Null anzufangen. Was mich als Schriftsteller interessiert, sind die alten Geschichten – mit den Blutungen und Verblutungen unserer Zeit." Ausgangspunkt der Geschichte „Ökkes und Cengâver" – die, als erste und einzige von Mungans Erzählungen, bereits vor Jahren in einer Anthologie türkischer Autorinnen und Autoren in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde – ist ein altalevitisches Ini-

Murathan Mungan: Palast des Ostens. Aus dem Türkischen von Birgit Linde und Alex Bischof, mit einem Nachwort von Birte Sagaster. Unionsverlag, Zürich 2006, 253 Seiten, 19,90 Euro

Mehr über den Autor im Internet unter www.murathanmungan.com. Infos zur von Erika Glassen und Jens Peter Laut im Züricher Unionsverlag herausgegebenen Türkischen Bibliothek finden sich unter www.tuerkische-bibliothek.de



Murathan Mungan beim Signieren seiner Bücher am 7. Dezember anläßlich der Lesung in der Stadtbücherei Duisburg

tiationsritual, bei dem befreundete junge Männer bis zur Bewußtlosigkeit gegeneinander kämpfen müssen. „Die Geschichte handelt von Wettkampf, Gefühl, Liebe – suchen Sie sich aus, wie Sie es benennen möchten." Er habe sie nach dem türkischen Militärputsch vom 12. September 1980 geschrieben. „Eine schmerzensreiche Zeit, nicht nur für mich." Das Publikum applaudiert.

Wenn Mungan seinen Part gelesen hat, trägt Dolmetscher Recai Hallaç eine andere Textpassage auf Deutsch vor. „Weil wir bei den Lesungen gemerkt haben, daß die Mehrheit des Publikums zweisprachig ist", sagt Hallaç. „Wenn Sie kein Türkisch verstehen, können Sie sich an der Sprachmelodie erfreuen." Die zweite vorgetragene Geschichte ist auch die zweite im Buch: „Dumrul und Azrail". Wieder eine traditionelle Sage. Azrail, der islamische Todesengel, fordert Dumruls Leben. Dumrul bietet dem Todesengel statt dem eigenen das Leben von Vater, Mutter oder Geliebter an – doch die wollen sich partout nicht opfern. Bis hierhin gleichen sich Sage und Mungans Neufassung. Wie letztere dann doch anders endet, will Mungan nicht verraten. „Wenn man eine alte Geschichte neu erzählt, hat das bestimmte Gründe. Zum Beispiel die Beziehung von Vater und Sohn, die ein Thema in jeder Kultur ist. In patriarchalen Gesellschaften allerdings ist die Rolle des Vaters noch schwerer beladen, als in anderen Gesellschaften." Aus der Weigerung von Dumruls Mutter, ihr Leben zu geben, könne man „im Subtext vieles herauslesen in dieser Zeit des Postfeminismus". Und: „In Gesellschaften, wo Sterben und Tötenlassen endlich ersetzt werden durch Lebenlassen, werden solche Märchen sicher ganz anders erzählt werden."

Plötzlich hebt Mungan den Kopf und fragt: „Langweilen Sie sich?" Die Leute lachen und applaudieren. Dann folgt ein Ausschnitt aus der letzten Erzählung des „Palast"-Bandes, „Der Großwesir und sein Bote". Eine Geschichte, an der Mungan „sehr gern und sehr lange" gearbeitet habe. „Viele Autoren erzählen in ihrer Literatur von den großen Figuren, den Helden oder den Verrätern. Ich ziehe es vor, in meinen Geschichte die Perspektive der Namenlosen einzunehmen." Die eines jener historisch verbürgten taubstummen Boten etwa, mit denen Herrscher des osmanischen Reichs geheime Depeschen sandten. „Die Boten konnten weder lesen noch schreiben und bei Gefangennahme keine Geheimnisse preisgeben." Das Geheimnis des Munganschen Boten: „Der Bote liebt den Großwesir so sehr, daß er ihn nie verraten würde." Aber der Bote ist stumm und wird es dem Großwesir nie sagen können.

In vier deutsche Städte – Mannheim, Köln, Stuttgart und Duisburg – hatte die vom Unionsverlag vorzüglich organisierte Lesereise den in Istanbul lebenden Boten Mungan zwischen dem 4. und 8. Dezember entsandt. Dazu kam am Nachmittag vor der Duisburger Lesung ein Besuch bei „Kitap Fuari", der deutsch-türkischen Buchmesse an der Universität Essen.

Als unbestrittenen Höhepunkt der diesjährigen Veranstaltungsreihe „Ein Blick zu andern Ufern" hatte auch der sie organisierende und seit Jahren mit der Stadtbibliothek kooperierende Verein „Homosexuelle Kultur Duisburg" (HoKuDu) die Lesung im Programmheft angekündigt. Vergeblich: Deutsche Homos gehen nicht zu Lesungen türkischer Autoren. „Identitätspolitik ist ein Konzept unserer Tage, das sehr zurückhaltend benutzt werden sollte", so Murathan Mungan bereits 1999 in einem Interview. „Alle Formen von Identität, seien sie ethnischer, nationaler, religiöser, sexueller oder anderer Art, können mit der Zeit zu Gefängnissen werden." Als Europäer wolle er sich deswegen auch nicht fühlen, lieber als Weltbürger.

Die Veranstaltung nähert sich dem Ende. „Wir haben ein Fenster vom Palast des Ostens aufgestoßen und hineingeschaut", sagt Mungan und bedankt sich für die Aufmerksamkeit. Es dauert lange, bis alle Bücher signiert sind. In die deutschen Ausgaben schreibt Mungan auf Türkisch: „Von der ersten Türe des Palastes – Hallo!"

Foto: Dirk Ruder

Anzeige

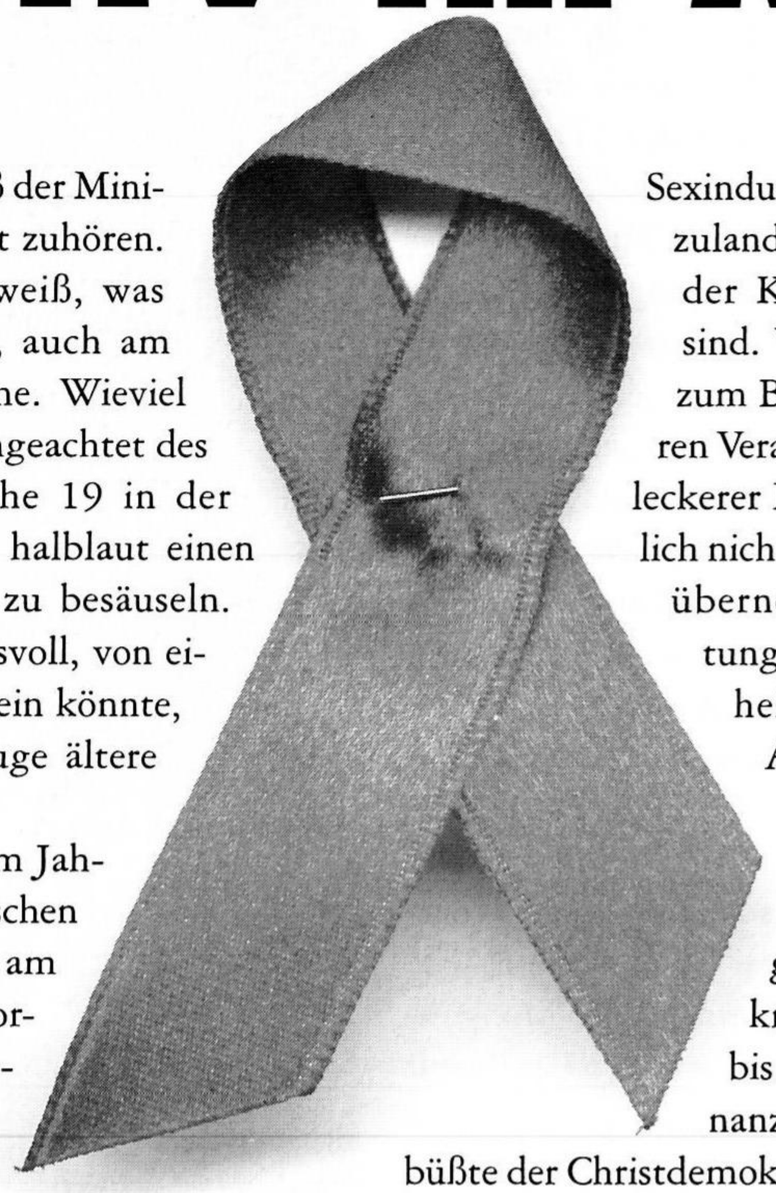
Dort, wo alles reglementiert und verschlossen ist, erfüllt das Lesen von Zeitungen mehr als nur ein Informationsbedürfnis.

Bitte spenden Sie deshalb »Gigi« für Gefangene zum Preis von jährlich nur 15 € oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an:

Freiabonnements für Gefangene e.V.
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 100 205 00, Konto 30 85 400
Kennwort: »Gigi«

www.freiabos.de

HIV im Monolog



Nein, er muß der Ministerin nicht zuhören. Peter K. weiß, was Sonntagsreden sind, auch am Donnerstag gehaltene. Wieviel aufregender ist es, ungeachtet des Publikums der Reihe 19 in der schummrigen Halle halblaut einen knuffigen Jeansboy zu besäuseln. Und wie verheißungsvoll, von einem, der sein Sohn sein könnte, zu hören, er bevorzuge ältere Semester.

Nur eine Szene vom Jahresempfang der Deutschen AIDS-Hilfe (DAH) am 23. November im Vorfeld des Welt-AIDS-Tages. Hunderte Gäste aus Medien und Politik, Exzellenzen gar, sind der Einladung in die Berliner Wilhelmstraße gefolgt. Das E-Werk liegt in Berlin-Mitte, seinen Sitz hat der am 23. September 1983, zwei Jahre nach dem ersten Auftauchen des Erworbenen Immun-Mangel-Syndroms, gegründete Dach- und Fachverband allerdings seit Sommer 1992 im Hinterhof der Kreuzberger Dieffenbachstraße 33.

Ulla Schmidt ist alles andere als eine begnadete Rednerin, aber ihr Grußwort erntet Applaus: Weil die Koalition den Etat für Prävention und Bekämpfung von HIV und AIDS wegen wieder zunehmender Infektionszahlen für 2007 um drei auf zwölf Millionen Euro erhöht habe. Weil sie die EU-Ratspräsidentschaft nutzen wolle, um AIDS zum zentralen gesundheitspolitischen Thema zu machen, insbesondere mit Blick auf Osteuropa, wo Betroffene systematisch ausgegrenzt würden. Weil sie im Einklang mit Kollegin Annette Schavan die Forschung sowie mit Genossin Heidemarie Wieczorek-Zeul die Entwicklungshilfe intensivieren wolle, letztere insbesondere für Afrika, wo die Epidemie ganze Volkswirtschaften ruiniere. Weil es keinen Aufschrei gebe, wenn alle acht Sekunden ein Mensch an AIDS stirbt, den es gewiß gäbe, stürzten täglich sechzehn Airbusse ab. Und weil Frau Ministerin die Arbeit der Gastgeberin lobt.

Nach ihr beklagt DAH-Vorstandsmitglied Sven-Christian Finke die Lage von „Männern, die Sex mit Männern haben, Migranten, Drogengebraucher/innen und Menschen, die freiwillig oder unfreiwillig in der Sexindustrie tätig" und hierzulande am stärksten von der Krankheit betroffen sind. Was aber kümmert, zum Beispiel, Peter K. deren Verarmung angesichts so leckerer Beute? Das ist wirklich nicht sein Problem. „Wir übernehmen Verantwortung für uns und andere" heißt das Motto des Abends. Damit kennt sich der ehrenwerte Banker aus. Unter Eberhard Diepgen war er Staatssekretär und von 1999 bis 2001 Senator für Finanzen. Das schöne Amt büßte der Christdemokrat im Zuge des Berliner Bankenskandals ein, infolge dessen sich dank staatlicher Risikoabschirmung zugunsten gutbetuchter, vorm Hungertuch zu bewahrender Shareholder die Pro-Kopf-Verschuldung der Hauptstadt sich auf runde 20.000 Euro erhöhte. Aber Peter K. ist selbstverständlich kein Airbus und stürzt erst recht nicht ab, sondern verarmt seither stilvoll als Vorstandsmitglied eines Recycling-Konzerns mit 70 Tochterfirmen und 6.000 Mitarbeitern in Deutschland, Bosnien-Herzegowina und Polen.

Auch Ulla Schmidt hat sich nach ihrer Rede empfohlen, ebenso wie ihr Ex-Koalitionär, der grüne Staatshomosexuelle Volker Beck. Eine namentliche Abstimmung im Bundestag bewahrt sie vor Finkes Rüge für die schwarz-rote Koalition, die nur konsequent dort weitermacht, wo die rot-grüne aufgehört hat. „Inzwischen stellen wir fest, daß wir für Migranten mit HIV/AIDS mit zu den wichtigsten Ansprechpartnern gehören", sagt Finke. Doch „gerade die Situation für Migranten und Asylbewerberinnen mit HIV und AIDS wurde in diesen Tagen in einer Weise entschieden, die wir nicht akzeptieren können. So droht denjenigen, die kein Beschäftigungsverhältnis nachweisen können, nun konkret eine Verschlechterung ihrer Aufenthaltssituation oder die Abschiebung. In Länder, in denen eine angemessene HIV-Behandlung nicht möglich ist. Sie wissen, was das bedeutet."

Und Finke weiß, was inzwischen jeder wissen kann, sofern er es wissen will: Es interessiert weder Frau Ministerin noch ihren für eine spätere Talk-Runde annoncierten Genossen Walter Riester, wie drastisch ihre Umverteilungspolitik das Armuts- und Verarmungsrisiko namens HIV und AIDS verschärft hat. Geschweige denn, daß „in den Arbeitsämtern EU-Bürger und Deutsche bevorzugt vermittelt" werden. Vor solcherart Zynismus bleibt Finke nur ein moralischer Hilfeschrei, der allerdings kaum bis zum Buffet hallen dürfte: „Glaubwürdigkeit, meine Damen und Herren, beginnt im eigenen Land. Wie glaubwürdig können wir nach außen unsere Solidarität mit den von HIV/AIDS betroffenen Menschen in Afrika und Asien, in Rußland und in der Ukraine vertreten, wenn wir im eigenen Land, in Deutschland, nicht fähig und in der Lage sind, humane Regelungen zu finden?" Verantwortung für uns selbst und andere zu übernehmen müsse doch auch bedeuten, Infizierte und Erkrankte dort zu unterstützen, wo sie es am meisten brauchen, „in der zielgruppenorientierten Prävention, in Haft, beim Bleiberecht, am Arbeitsplatz, beim Bereitstellen von Spritzen und Spritzräumen, in der Arbeit mit Sexarbeiterinnen und Sexarbeitern".

Mit so was verdirbt man keinem den netten Abend, der seinen Anteil am sarkastischen Slogan „Berlin ist pleite, und das ist gut so" hat. Gutgelaunt übernimmt Peter K. erstmal Verantwortung für sich und den zutraulichen Jungen mit dem flott hochgestellten Kragen. Frau Ministerin hat den Saal noch nicht verlassen, da sind zwei Plätze in Reihe 20 leer. Für ein paar Kondome wird sein Salär hoffentlich reichen.

Eike Stedefeldt

Anzeige

Café Regenbogen
Koblenz
Der Treff für Gays, Lesbians & Friends
Gegenüber dem Hauptbahnhof
Markenbildchenweg
Ecke Hohenzollernstraße
Täglich 1-Euro-Party
Geöffnet ab 19.00 Uhr

GigiArchiv

Heft 01:	Homo-Ehe 1	_____
Heft 02:	30 Jahre Stonewall	_____
Heft 03:	Schwuler Antisemitismus	_____
Heft 04:	Sexualität und Identität	(vergriffen)
Heft 05:	Bevölkerungspolitik	_____
Heft 06:	Homo-Ehe 2	_____
Heft 07:	Homo-Geschichtsproduktion	_____
Heft 08:	Intersexualität	_____
Heft 09:	Geschlecht und Gewalt	_____
Heft 10:	40 Jahre Volker Beck	_____
Heft 11:	Rassismus und Sexismus	_____
Heft 12:	Österreich unter Haider	_____
Heft 13:	Vom Frausein in der Türkei	(vergriffen)
Heft 14:	Polizei gegen Schwule	_____
Heft 15:	Tunten, Transen & Moneten	(vergriffen)
Heft 16:	Schleiertanz der neuen Weltordnung	_____
Heft 17:	AIDS kills Africa	_____
Heft 18:	Bundeswehr und Sexualität	_____
Heft 19:	Schlußstrich für NS-Opfer	(vergriffen)
Heft 20:	Sexualität und Gewalt	_____
Heft 21:	Riefenstahls Nazi-Erotik	_____
Heft 22:	Euro/Gay Games: Nur noch für Reiche	_____
Heft 23:	Sexual-Eugenik und Sozialabbau	_____
Heft 24:	Die verlorenen Aktien der QUEER AG	_____
Heft 25:	Folterabend: Sexualstrafrecht	(vergriffen)
Heft 26:	Gay Marketing	(vergriffen)
Heft 27:	Der LSVD, die Macht und das Geld	_____
Heft 28:	Sex und deutsche „Schutzgebiete“	_____
Heft 29:	Journalisten als verdeckte Ermittler	_____
Heft 30:	Vom Frausein in Afghanistan	_____
Heft 31:	Homosexuelle und Medien	_____
Heft 32:	Die Erben Ernst Röhms und der SA	_____
Heft 33:	Prostituierte in Schweden	_____
Heft 34:	Soziales Barebacking: Hartz IV	_____
Heft 35:	PDS: Abschied von der Sexualpolitik	_____
Heft 36:	Antidiskriminierungsgesetz	_____
Heft 37:	Gender und Militär	_____
Heft 38:	Das impotente Kind	_____
Heft 39:	Sex, Geschlecht und Identitätszwang	_____
Heft 40:	Lesben und Schwule in der DDR	_____
Heft 41:	Transidentitäten in der Türkei	_____
Heft 42:	Sexualwissenschaft in Deutschland	_____
Heft 43:	Freud: Psychoanalyse und Geschlecht	_____
Heft 44:	Heteronormativ und zwangsheterosexuell	_____
Heft 45:	Prostitution als Beruf in Deutschland	_____
Heft 46:	Barebacking und Feindstrafrecht	_____

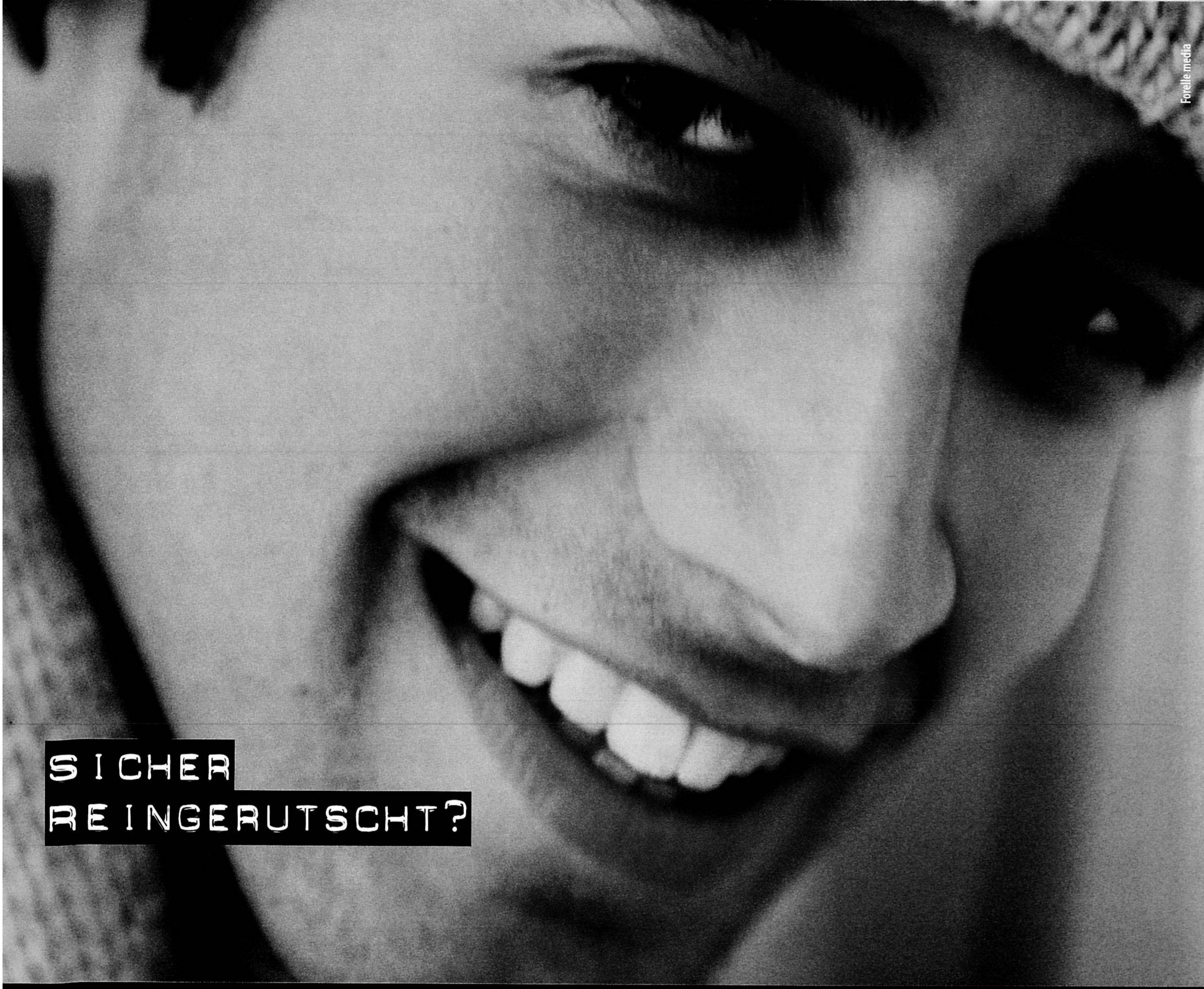
Einzelheft: 2,00 Euro, **3 Hefte:** 5,00 Euro, **ab 4 Heften:** 1,50 Euro je Heft zzgl. 0,85 Euro Porto pro max. 4 Hefte; „Gigi“, PF 080208, 10002 Berlin; Email: redaktion@gigi-online.de; Betrag in bar oder Briefmarken beilegen oder überweisen auf das Konto Nr. 5710428010 bei der Berliner Volksbank, BLZ 10090000.

Vertriebspunkte: **Berlin:** Prinz Eisenherz Buchladen, Lietzenburger Straße 9A, 10789 Berlin; Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustraße 2, 10961 Berlin | **Bochum:** Uni-Büchertisch „Der Notstand“, Universitätsstraße 150, 44780 Bochum | **Bonn:** Buchladen Le Sabot, Breite Straße 76, 53111 Bonn | **Bremen:** Infoladen Bremen, St.-Pauli-Straße 10-12, 28203 Bremen | **Dortmund:** Buchladen Taranta Babu, Humboldtstraße 44, 44137 Dortmund | **Dresden:** Buchladen und Lesecafé König Kurt, Rudolf-Leonhard-Straße 39, 01097 Dresden | **Düsseldorf:** Frauenbuchladen, Blücherstraße 3, 40477 Düsseldorf | **Duisburg:** Referat für Schwule, Bisexuelle und Lesben im AStA der Uni-GH, Lotharstraße 63, 47048 Duisburg | **Frankfurt am Main:** Buchladen Land in Sicht, Rotteckstraße 13, 60316 Frankfurt a. M. | **Freiburg:** Digidata, Kreuzstraße 4, 79106 Freiburg; Infoladen Freiburg/KTS, Baslerstraße 103, 79100 Freiburg; Jos Fritz Buchladen & Café, Wilhelmstraße 15, 79098 Freiburg; Rosa Hilfe e.V., Eschholzstraße 19, 79106 Freiburg | **Göttingen:** Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7, 37073 Göttingen; Frauen- & Kinder-Buchladen Laura, Burgstraße 21, 37073 Göttingen | **Hamburg:** Buchladen Männerschwarm, Lange Reihe 102, 20099 Hamburg | **Hannover:** Buchladen Annabee, Gerberstraße 8, 30169 Hannover| **Heidelberg:** Infoladen im Café Gegendruck, Fischergasse 2, Heidelberg | **Kiel:** Zapata Buchladen, Jungfernstieg 27, 24116 Kiel | **Mannheim:** Infoladen im JUZ, Käthe-Kollwitz-Straße 2-4, 68169 Mannheim | **München:** Buchladen Max & Milian, Ickstattstraße 2, 80469 München | **Stuttgart:** Buchladen Erlkönig, Nesenbachstraße 52, 70178 Stuttgart | **Wien:** Buchhandlung Löwenherz, Berggasse 8, A-1090 Wien

Bibliothek rosa Winkel

ISBN 3-935596-40-5
210 Seiten Broschur, 14,00 Euro

MännerschwarmSkript Verlag
Lange Reihe 102 - 20099 Hamburg



KONDOME SCHÜTZEN.

Gilt auch 2007: Kondome schützen vor HIV und mindern das Risiko einer Ansteckung mit sexuell übertragbaren Krankheiten.

www.aidshilfe.de

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.